



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Museen zwischen „Kultureller Integration“ und „Migration Mainstreaming“
Konzepte für die Gestaltung von Kultureinrichtungen in der
Migrationsgesellschaft

Verfasserin

Hannah Fiedler

angestrebter akademischer Grad

Magistra (Mag.)

Wien, 23.November 2013

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 057 390

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Individuelles Diplomstudium Internationale Entwicklung

Betreuerin:

Dr. Regina Fritz

Danke,

für die vielen offenen Ohren, ermutigenden Stimmen und stärkenden Umarmungen, die dieser Arbeit den Weg bereitet haben.

Frau Dr. Regina Fritz möchte ich sehr für ihre Bereitschaft danken, mich zu betreuen, für die Offenheit, mit der sie den thematischen Verwandlungen meiner Arbeit begegnet ist, für die Zeit, die sie sich genommen hat und für ihre hilfreichen Anregungen.

Danke Dagmar, Maximilian und Alina, dass ihr auf ganz unterschiedliche Weise ein so schöner Teil meines „Diplomarbeits-Jahres“ wart.

Danke für Trost und Tanz in der Goldeggasse.

Besonders dankbar bin ich Kathi, Katrin und Eva, mit denen ich nicht nur metaphorische Berge erklommen habe. Danke, dass ihr mich vor der Isolation bewahrt, durch die Täler getragen, für Erfrischungen gesorgt und ans Ziel gebracht habt. Ihr seid die besten Wegbegleiterinnen, die man sich nur wünschen kann.

Eva, weniger, als diese 32.129 Wörter ohne dich zu schreiben, kann ich mir nur die letzten 5 Jahre ohne dich vorstellen. Dir zu danken würde tatsächlich „den Rahmen dieser Arbeit sprengen“...

Ich möchte auch all jenen danken, die entschuldigt haben, in den vergangenen Monaten zurückstecken zu müssen. Dazu zählt auch insbesondere meine Familie.

Birgit, Hans und Laila – ihr seid mir das Wichtigste im Leben. Danke für eure Unterstützung in allen Phasen dieser speziellen Etappe. Ihr habt ganz schön Ausdauer bewiesen! Ohne euch hätte ich diesen Marathon weder kräftetechnisch noch moralisch durchgehalten. Hans, ich danke dir sehr dafür, wie viel Zeit und Energie du für mich und diese Arbeit aufgebracht und wie unglaublich viel Geduld und Nachsicht du mit mir gehabt hast. Ich schätze es sehr, eine Familie zu haben, die an dem was ich tue, so intensiv Anteil nimmt.

Vielen Dank euch allen und auf zu neuen Ufern!

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung.....	1
1.1 Forschungsinteresse.....	1
1.2 Aufbau und Inhalt der Arbeit.....	3
2. Theoretischer Rahmen.....	7
2.1 Neue Konzepte der Gesellschaftsbeschreibung.....	7
2.1.1 Migrationsgesellschaft.....	7
2.1.2 Gesellschaftliche Vielfalt.....	8
2.2 Begrifflichkeiten.....	9
2.3 Fokus: Museum.....	12
2.3.1 Was ist ein Museum?.....	12
2.3.2 Museen als Forschungsgegenstand der Neuen Museologie.....	13
2.3.3 Museen als „Brennglas“ und „agents of social change“.....	15
3. Das Museum als öffentliche Kultureinrichtung.....	17
3.1 Die politische Programmatik.....	17
3.1.1 Einführung in den Untersuchungsgegenstand.....	17
3.1.2 Die Verwendung des Kulturbegriffs in den Integrationsplänen.....	20
3.1.3 Die Konzeptualisierung der deutschen Gesellschaft.....	21
3.1.4 Maßnahmen zur Förderung der „kulturellen Integration“.....	25
3.1.5 Maßnahmen der Interkulturellen Öffnung.....	28
3.1.6 Maßnahmen zur Förderung des „Interkulturellen Dialogs“.....	32
3.1.7 Zusammenfassung und kritische Betrachtung.....	33
3.2 Der Ansatz des Interkulturellen Audience Developments.....	40
3.3 Das Programm „Interkultur“.....	43
3.3.1 Institutioneller Rassismus.....	43
3.3.2 Kulturinstitutionen und ihre Routinen des Ausschlusses.....	45
3.3.3 Der Umbau der Institutionen. Das Prinzip Barrierefreiheit.....	47
3.3.4 Das Programm „Interkultur“.....	49
4. Das Museum als Ort der Geschichtskultur.....	51
4.1 Die museale Repräsentation der Migrationsgeschichte.....	52
4.1.1 Geschichtskultur, Gedächtnistheorien und nationale Narrative im Museum.....	52

4.1.2 Der Stand der Dinge.....	57
4.1.3 (Was für) Ein Migrationsmuseum für Deutschland?.....	60
5. Das Museum als Ort der Wissensproduktion.....	68
5.1 Der topografische Zugang.....	68
5.2 Der partizipative Zugang.....	70
5.2.1 Partizipation im Kontext des Leitbildes der Multiperspektivität.....	70
5.2.2 Strategien partizipativen Ausstellens und Sammelns	73
5.2.3 Partizipation im Kontext einer Neubewertung der sozialen Funktion von Museen.....	75
6. Conclusio.....	79
Bibliografie.....	83
Anhang.....	98
I. Links.....	98
II. Meilensteine der Migration im Museum.....	99
III. Zusammenfassung.....	105
IV. Abstract.....	106
V. Lebenslauf.....	107

*Wir, die wir die Dinge
in unseren Sammlungen und Ausstellungen
ordnen, arrangieren, präsentieren,
haben es in der Hand
die Sache zum Schwingen und Klingen zu bringen. [...]
Was aber legen wir auf? [...]
Spielen wir also die Weisen längst vergangener Tage
oder [...] den Soundtrack der Migrationsgesellschaft?
(Baur 2010: 13)*

1. Einleitung

1.1 Forschungsinteresse

Die Frage, wie die Migrationsgesellschaft¹ zu gestalten sei, ist in Deutschland in den 1990er Jahren zu einer ausdauernd und kontrovers diskutierten Frage geworden (vgl. Ohliger 2003). Nicht nur in Politik und Öffentlichkeit wird dem Themenkomplex „Migration und Integration“ viel Aufmerksamkeit geschenkt. Auch in der Wissenschaft etabliert sich mit der „Migrations- und Integrationsforschung“ (vgl. Fassmann / Dahlvik 2012) seit einigen Jahren ein neues, interdisziplinäres Forschungsfeld.

Diese Arbeit widmet sich einem Gesellschaftsbereich, an dem im Vergleich bislang sowohl die mediale Öffentlichkeit als auch die Migrationsforschung relativ wenig Interesse gezeigt haben: Es geht um den Diskurs² um die Gestaltung der Kultureinrichtungen in der Migrationsgesellschaft. Besonders vielschichtig und intensiv wird in diesem Kontext über Museen diskutiert, weshalb auch in der vorliegenden Arbeit der Fokus auf diese Kulturinstitution gelegt wird. Insofern versteht sich diese Arbeit als museumswissenschaftlicher Beitrag zur Migrationsforschung.

Thematisch dreht sich die vorliegende Arbeit um die Frage, wie im Kulturbereich damit umgegangen werden kann, dass die deutsche Gesellschaft eine in ihrer Geschichte und Gegenwart von Migrationen geprägte Gesellschaft ist. Wie wird über diese Frage aktuell in Deutschland diskutiert und welche Tendenzen zeichnen sich in der Museumspraxis in diesem Zusammenhang ab?

Von einer einzelnen, klar umrissenen Debatte zum Thema „Museum und Migration“ kann dabei nicht die Rede sein. Verschiedenste Akteur_innen setzen sich in unterschiedlichen Zusammenhängen in unterschiedlicher Weise mit diesem Thema auseinander. In dieser Arbeit wird der Blick auf den Diskurs in seiner ganzen Bandbreite gerichtet, indem die zentralen Diskussionen nacheinander einzeln beleuchtet werden.

¹ Die Wahl des Begriffes der Migrationsgesellschaft wird in Kapitel 2.1.1 ausführlich begründet.

² Diskurse werden im Rahmen dieser Arbeit verstanden als „Aussagenensembles, in denen auf gesellschaftlicher Ebene ein Thema verhandelt wird“ (Fraas / Klemm 2005: 4).

Das Spektrum der Akteur_innen reicht dabei von der Bundesregierung über Wissenschaftler_innen aus den Kulturwissenschaften, der Migrationsforschung und der Museologie bis hin zu museumsnahen Akteur_innen wie Museumsdirektor_innen, Kurator_innen und dem Deutschen Museumsbund als auch bürgerschaftlichen Vereinen.

Dabei lassen sich auf der Basis der jeweils diskutierten Fragestellungen drei Bereiche ausmachen, denen die verschiedenen Herangehensweisen an das Thema „Migration und Museum“ zugeordnet werden können.

Zum Ersten geht es in mehreren Diskussionen um Fragen, die das Museum als öffentliche Kulturinstitution betreffen, also in erster Linie um Fragen in Bezug auf das Personal und das Publikum der Institution. Inwiefern sind „Migrant_innen“ vom Zugang zu Kultureinrichtungen ausgeschlossen? Wie können Nicht-Besucher_innen mit „Migrationshintergrund“ als Publikum gewonnen werden? Und durch welche personalpolitischen Maßnahmen können Kulturinstitutionen repräsentativer für die Migrationsgesellschaft werden?

Zum Zweiten steht das Museum im Mittelpunkt einer intensiven Debatte über Veränderungen auf dem Feld der Geschichtskultur im Kontext von Migration. Hier geht es um die Frage, inwiefern sich die Migrationsgeschichte in der deutschen Museumslandschaft wiederfindet. Wie lässt sich der Realität der Migrationsgesellschaft in musealen Repräsentationen gerecht werden? Und inwiefern können Museen zur Etablierung eines transnationalen Geschichts- und gesellschaftlichen Selbstverständnisses beitragen?

Zum Dritten kreist eine Reihe von Diskussionen um die Frage der Bedingungen der musealen Wissensproduktion und um neue Formen des Sammelns, Ausstellens und Vermittelns. Museen stellen sich zunehmend die Frage, ob etwas gewonnen werden könnte, wenn Kurator_innen ihre Deutungshoheit ein Stück weit abgeben. Es geht darum, inwiefern sich durch neue Strategien des Sammelns und der Ausstellungskonzeption der Realität der Migrationsgesellschaft besser gerecht werden lässt. Und es geht um die Frage, wie Museen für möglichst alle Menschen in der Migrationsgesellschaft interessant und relevant sein können.

Bezugnahmen zwischen den einzelnen Diskussionssträngen des Diskurses zum Thema

„Migration und Museum“ sind nur selten gegeben. Die Debatten werden weitestgehend unabhängig voneinander geführt.

Der oben skizzierten, dreiteiligen Struktur folgend, werde ich in dieser Arbeit einen Überblick über das Spektrum der unterschiedlichen Ansätze zum Thema „Migration und Museum“ geben, die Fragestellungen herausarbeiten, mit denen sich die Diskurs-teilnehmer_innen jeweils befassen und untersuchen, welche Interessen und welche Sichtweise auf die Gesellschaft und Migration den Positionierungen zugrundeliegen, und welche Konzepte für die Museumsarbeit daraus entstehen.

Dabei gehe ich davon aus, dass die Frage, welche Strategien es im Kulturbereich im Kontext von Migration zu verfolgen gilt, mindestens ebenso umstritten ist, wie in anderen Gesellschaftsbereichen und, dass die Entwürfe in ihren zugrundeliegenden Ansichten und verfolgten Zielen auseinander driften.

Die Auseinandersetzungen über die Gestaltung der Kultureinrichtungen in der Migrationsgesellschaft zum Forschungsgegenstand zu machen, halte ich insbesondere insofern für interessant, als ich annehme, dass mit diesen auch eine Auseinandersetzung über das Selbstverständnis Deutschlands und die Frage der – symbolischen wie auch manifesten – Teilhabe von „Migrant_innen“ an der Gesellschaft verbunden ist. Ich gehe davon aus, dass im Kontext von Migration um die Konstruktion der „deutschen Gesellschaft“ und die Zugehörigkeit zu derselben gerungen wird und, dass der Kulturbereich einen Schauplatz dieses Aushandlungsprozesses darstellt.

1.2 Aufbau und Inhalt der Arbeit

Im Anschluss an die Einleitung wird im zweiten Kapitel der theoretische Rahmen des Forschungsinteresses näher ausgeführt: Zunächst wird dargelegt, von welcher Sichtweise auf Migration, Zugehörigkeit und gesellschaftliche Vielfalt die vorliegende Arbeit beeinflusst ist. Es wird geklärt, wie ich mit den Begriffen „Migrant_in“ und „Menschen mit Migrationshintergrund“ umgehe und schließlich wird das dem

Forschungsinteresse zugrundeliegende Museumsverständnis erläutert.

Im dritten Kapitel werden drei Ansätze beleuchtet, die sich mit Fragen der institutionellen Ausgestaltung von Museen befassen. Einen zentralen Stellenwert nimmt dabei die Frage der Kulturnutzung von „Migrant_innen“ ein, wobei sich die Perspektiven auf dieses Thema maßgeblich voneinander unterscheiden.

Zuerst wird herausgearbeitet, welche Position von der deutschen Politik als entscheidender Akteurin zur Gestaltung der Kultureinrichtungen in der Migrationsgesellschaft vertreten wird. Grundlage der Untersuchung sind die Integrationspläne der Bundesregierung aus den Jahren 2007 und 2012 und die darin enthaltenen Kapitel zum Thema „Kultur und Migration“. Der Fokus der Analyse liegt zunächst darauf, welche Sichtweise auf die Migrationsgesellschaft dem politischen Programm zugrunde liegt. Davon ausgehend wird herausgearbeitet, welche Maßnahmen die Politik im Bereich der Kulturinstitutionen für notwendig erachtet und auf welche Ziele diese ausgerichtet sind. Anschließend wird unter Bezugnahme auf die Ergebnisse der 2008 vom Heidelberger Sozialforschungsinstitut Sinus-Sociovision durchgeführten Studie zu den „Milieus der Menschen mit Migrationshintergrund in Deutschland“ (vgl. Sinus Sociovision 2008) die Sinnhaftigkeit des Ansatzes diskutiert, „Migrant_innen“ zur Zielgruppe von Maßnahmen zur Förderung der Kulturnutzung zu machen.

Im Anschluss daran wird auf Basis des im Jahr 2013 herausgegebenen gleichnamigen Sammelbands (vgl. Mandel 2013) der Ansatz des Interkulturellen Audience Developments vorgestellt. Dieser nimmt die soziale Exklusivität von Kultureinrichtungen in den Blick und löst sich dabei nicht nur von der Idee, „Migrant_innen“ als Zielgruppe gesondert anzusprechen, sondern auch davon, allein durch Marketingstrategien neues Publikum gewinnen zu wollen.

Danach wird mit dem Programm „Interkultur“ (vgl. Terkessidis 2011) des Migrationsforschers Mark Terkessidis eine Herangehensweise an das Thema „Museum und Migration“ betrachtet, die von strukturellen Diskriminierungen von als „Migrant_innen“ wahrgenommenen Menschen im Kulturbereich ausgeht. Terkessidis besondere Aufmerksamkeit gilt den Strukturen der Kulturförderung, die seiner Meinung nach ungleiche Bedingungen der Teilhabe für Menschen mit und ohne „Migrations-

hintergrund“ schaffen und somit die Spaltung der Gesellschaft entlang der Kategorie der „ausländischen Herkunft“ reproduzieren. Ausgehend vom Leitbild der Chancengleichheit schlägt er deshalb einen Umbau der Institutionen nach dem Prinzip der Barrierefreiheit vor.

Thema des vierten Kapitels ist die Debatte um die Gestaltung der Geschichtskultur in der Migrationsgesellschaft. In dieser Debatte wird ausgehend von der geschichtskulturellen Bedeutung musealer Darstellungen über migrationsbedingte Veränderungen in der Museumslandschaft in Deutschland diskutiert. Dabei konzentriere ich mich auf die Forderung nach einer Erweiterung der deutschen Erinnerungskultur um die Geschichte der Migration und die musealen Entwicklungen, welche diese seit den 1990er Jahren begleiten. Dem Hauptteil der Untersuchung wird ein Einblick in das Konzept der Geschichtskultur, die kulturwissenschaftlichen Theorien des Erinnerns und die traditionell enge Verbindung musealer Narrationen und nationaler Identität vorangestellt. Es wird eine Bestandsaufnahme davon gemacht, wie Migrationsgeschichte bereits in der deutschen Museumslandschaft verankert ist. Davon ausgehend wird ein Blick auf die aktuellen Diskussionen geworfen, die sich mit den Fallstricken bisheriger Repräsentationsformen befassen und Konzepte für die Weiterentwicklung der Geschichtskultur in der Migrationsgesellschaft entwickeln. Es wird gezeigt, welche Lernprozesse dabei eine Rolle spielen und welche theoretischen Überlegungen und Positionen im Moment aufeinandertreffen. Im Mittelpunkt der untersuchten Diskussionen steht die Forderung nach einem Migrationsmuseum für Deutschland.

Grundlage dieses Kapitels sind in erster Linie die Dokumentationen der seit 2002 stattfindenden einschlägigen Tagungen sowie einzelne in den letzten Jahren veröffentlichte Publikationen zum Thema Migration und Museum. (vgl. Baur 2009; vgl. Wonisch 2012; vgl. Deutscher Museumsbund 2010; vgl. Hintermann 2010) Für die Bestandsaufnahme der bisher verwirklichten Museums- und Ausstellungsprojekte wird darüber hinaus sowohl auf eine Recherche in der Online-Datenbank www.migration-ausstellen.de als auch auf die vom Deutschen Museumsbund herausgegebene Studie zum „aktuellen Stand der Auseinandersetzung mit den Themen Migration und kultureller Vielfalt in deutschen Museen“ (vgl. Deuser 2012) zurückgegriffen.

In Kapitel fünf werden vor dem Hintergrund des Konzeptes des Migration Mainstreamings vor allem neue Formen der Wissensproduktion und -vermittlung in Museen und die Tendenz zu einer Neubewertung der gesellschaftlichen Rolle des Museums betrachtet. Denn wie dargestellt wird, suchen Museen im Kontext des Migration Mainstreamings nicht nur neue Zugänge zur Repräsentation der Migrationsgeschichte, sondern es werden – vor allem von stadt(teil)geschichtlichen Museen – neue Ansätze der Museumspraxis im Allgemeinen diskutiert und erprobt. Es zeigt sich, dass ausgehend von den Debatten über die Gestaltung von Museen in der Migrationsgesellschaft in Deutschland vor allem partizipative Methoden in die Museumspraxis aufgenommen werden. Mit der Relativierung der Autorität von Museumskurator_innen und dem Leitbild der Multiperspektivität werden einerseits die Hintergründe des partizipativen Paradigmas nachgezeichnet. Andererseits wird ein Blick auf partizipative Ausstellungs- und Sammlungsstrategien geworfen, die in Museen in Stuttgart, Frankfurt und Berlin erprobt wurden. Abschließend wird danach gefragt, inwiefern die Hinwendung zu partizipativen Methoden auch im Kontext einer grundlegenden Neubewertung der sozialen Rolle von Museen steht. Zu den zentralen Grundlagen dieses Kapitels gehören die Tagungspublikationen zur Jahrestagung des Museumsbunds „Alle Welt im Museum? Museen in der pluralen Gesellschaft“ (vgl. Deutscher Museumsbund 2012) und der Tagung „Das partizipative Museum“ (vgl. Gesser 2012), sowie die Publikation zum Projekt NeuZugänge (vgl. Bluche u.a. 2013).

Im abschließenden sechsten Kapitel werden die einzelnen Diskussionsstränge noch einmal zusammengefasst. Im Anhang findet der/die Leser_in eine tabellarische Zusammenstellung wichtiger Meilensteine der Repräsentation der Migration und einschlägiger Tagungen.

2. Theoretischer Rahmen

2.1 Neue Konzepte der Gesellschaftsbeschreibung

Im Folgenden wird gezeigt, von was für einer Perspektive auf Migration und gesellschaftliche Vielfalt die vorliegende Arbeit beeinflusst ist. Die Konzepte, auf die dabei Bezug genommen wird, gehören zu einer Reihe seit den 1990er Jahren in den Kultur- und Sozialwissenschaften entwickelter Ansätze zur „Beschreibung der spätmodernen Einwanderungsgesellschaften“ (Hess / Moser 2009: 13), die von einem „essentialistischen Kulturverständnis[.] und einer differenztheoretischen Thematisierungsweise von Migration“ Abstand nehmen und „versuchen, die sie [die Einwanderungsgesellschaften, Anm. der Verf.] prägenden Durchmischungs- und Durchkreuzungsprozesse auf den Begriff zu bringen“ (ebd.).

2.1.1 Migrationsgesellschaft

Die deutsche Gesellschaft wird in dieser Arbeit als „Migrationsgesellschaft“ beschrieben. Diese Begriffswahl ist mit gewissen Annahmen verbunden, wie im Folgenden erläutert wird. Das Konzept der „Migrationsgesellschaft“ ist in zweierlei Hinsicht als Gegenentwurf zur „Einwanderungs-“, „Zuwanderungs-“ oder „multi-kulturellen Gesellschaft“ zu verstehen:

Zum einen soll damit zum Ausdruck gebracht werden, dass Migration nicht nur als eine Sache der Wandernden aufgefasst wird, sondern davon ausgegangen wird, dass Migrationsprozesse die gesellschaftlichen Verhältnisse im Allgemeinen prägen. (Brodén / Mecheril 2007: 7)

Der Begriff der Migrationsgesellschaft verschiebt [...] die Perspektive vom Blick auf „die MigrantInnen“ und der damit einhergehenden Zuschreibung als „die Anderen“ hin zu einem sozialen Zusammenhang, in dem Migration – und damit verbundene gesellschaftliche Prozesse – eine lange Geschichte und Gegenwart haben, die weder wegzudenken noch rückgängig zu machen sind. Migration prägt die Gesellschaft, in der wir leben, ob wir es wollen oder nicht. (Sternfeld 2012: 28)

Zum anderen soll mit dem Begriff der Migrationsgesellschaft das Schema der Ein- und Auswanderung und damit die Vorstellung von Migration als einmaliger, *internationaler*

Grenzüberschreitung verlassen werden, um Mobilitätsformen, die mit ständiger Grenzüberschreitung und komplexen Zugehörigkeitsentwürfen verbunden sind, gerecht zu werden.

Damit steht das Konzept in der Tradition der Transnationalismusforschung, die sich in den 1990er Jahren als neues Paradigma der Migrationsforschung etablierte. Als Vorreiterinnen transnationaler Studien gelten die Anthropologinnen Nina Glick Schiller, Linda Basch und Cristina Blanc Szanton. (vgl. Basch / Glick Schiller / Blanc Szanton 1997; vgl. Pries 2010) Sie erkannten, dass die gesellschaftlichen Realitäten von den klassischen migrationswissenschaftlichen Kategorien und Erklärungsmodellen nicht erfasst werden. Die neue Forschungsperspektive sollte sich dem entgegenstellen, was als methodologischer Nationalismus problematisiert wurde: Der allgemeinen Tendenz sozialwissenschaftlicher Forschung, in den Kategorien des Nationalismus verhaftet zu bleiben bzw. den Nationalstaat unhinterfragt als Bezugsgröße und natürliche Ordnungsform der Welt anzunehmen. Stattdessen gelte es, den Blick auf sogenannte transnationale soziale Räume zu richten und die Möglichkeit einer gleichzeitigen Involviertheit in mehreren Gesellschaften und dementsprechende Formen von Hybridität und Mehrfachzugehörigkeit anzuerkennen. (vgl. Wimmer / Glick-Schiller 2002; vgl. Glick Schiller 2010)

2.1.2 Gesellschaftliche Vielfalt

Für die Anerkennung der Normalität komplexer, uneindeutiger Zugehörigkeiten plädiert auch Amartya Sen, der mit seinem Buch „Die Identitätsfalle“ (vgl. Sen 2012) eine ausführliche Kritik an einem essentialistischen Kulturverständnis³ vorgelegt hat. Er kritisiert die Sicht auf die Welt „als ein Verbund von Religionen und Kulturen“ (ebd.: 28) und die Idee von der übergeordneten Rolle der religiösen oder natio-ethno-kulturellen⁴ Identität. Bei den Menschen handle es sich um „vieldimensionale“ (ebd.:

³ In Kapitel 3.1.3 wird ausgeführt, was unter einem essentialistischen Kulturverständnis verstanden wird.

⁴ Die Formulierung „natio-ethno-kulturell“ soll zwei Dinge gleichermaßen zum Ausdruck bringen. Erstens, dass in der Bezeichnung von Personengruppen als „deutsch“, „kurdisch“, „arabisch“ etc. die Konzepte der „Nation“, „Kultur“ und „Ethnizität“ vermisch werden. Zweitens weist die Formulierung jedoch auch daraufhin, dass diese Diffusität und Unschärfe den Konzepten immanent

30) „komplexe[...] und beziehungsreiche[...] soziale[...] Wesen“ (ebd.: 185), die gleichzeitig einer Vielzahl an Gruppen angehören, „die sich überschneiden und allen eindeutigen Abgrenzungen entgegenstehen“ (ebd.: 32).

Sich selbst beschreibt Sen exemplarisch als

Asiaten, Bürger Indiens, Bengalen mit bangladeshischen Vorfahren, Einwohner der Vereinigten Staaten oder Englands, Ökonomen, Dilettanten auf philosophischem Gebiet, Autor, Sanskritisten, entschiedenen Anhänger des Laizismus und der Demokratie, Mann, Feministen, Heterosexuellen, Verfechter der Rechte von Schwulen und Lesben, Menschen mit einem areligiösen Lebensstil und hinduistischer Vorgeschichte, Nicht-Brahmanen und Ungläubigen, was das Leben nach dem Tode (und, falls es jemanden interessiert, auch ein „Leben vor der Geburt“) angeht (ebd.: 33f.).

Identität als Faktor gänzlich zu missachten, greife genauso zu kurz, wie die Menschen auf eine „singuläre Zugehörigkeit“ (ebd.: 35) festzulegen. „Angesichts unserer unausweichlich pluralen Identität müssen wir im jeweils gegebenen Kontext entscheiden, welche Bedeutung wir unseren einzelnen Bindungen und Zugehörigkeiten zumessen“ (ebd.: 9).

Diese Arbeit ist von einer solchen Perspektive auf Identität, Zugehörigkeit und gesellschaftliche Vielfalt beeinflusst. Statt gesellschaftliche Vielfalt in erster Linie als Ergebnis von „Einwanderung“ zu begreifen, was bedeuten würde lediglich das Phantasma einer singulären, natio-ethno-kulturellen Identität des Einzelnen zum Kriterium zu machen, verstehe ich die Gesellschaft als immer schon und in vielerlei Hinsicht heterogen.

2.2 Begrifflichkeiten

Die Begriffe „Migrant_innen“, „Menschen mit Migrationshintergrund“, „Mehrheitsgesellschaft“ etc. werden in dieser Arbeit in Anführungszeichen gesetzt, um sprachlich deutlich zu machen, dass ich diesen Gruppenbezeichnungen kritisch gegenüberstehe.

Den Begriffen mit Vorsicht zu begegnen bedeutet nicht, Migrationsprozesse zu negieren. Es bedeutet nicht, zu verleugnen, dass manche Menschen – banal gesagt –

ist, da sie an sich aufeinander verweisen. (Mecheril 2010: 14)

länger als andere in Deutschland leben, oder dass Staatsbürgerschaft und Geburtsort interessante Kriterien demographischer Analysen darstellen können. Auch habe ich nicht die Absicht zu bestreiten, dass eine persönliche Migrationserfahrung oder familiäre Migrationsgeschichte prägend und identitätsstiftend sein kann. Mir ist durchaus bewusst, dass Menschen, die zu „Migrant_innen“ erklärt werden, zum Teil selbst auf ihr „Migrant_in-Sein“, ihren „Migrationshintergrund“ rekurrieren und, dass es sich bei den genannten Begriffen um etablierte, die Gesellschaft strukturierende Kategorien handelt. Es ist, ganz im Gegenteil, im weitesten Sinne ja gerade diese Teilung der Gesellschaft in Menschen mit und ohne „Migrationshintergrund“, die mich interessiert.

Meine kritische Haltung beruht vielmehr auf der konstruktivistischen Sichtweise, dass es sich dabei nicht um natürlich gegebene Gruppen handelt, sondern diese *in einem bestimmten Kontext, zu einem bestimmten Zweck*, zu einander entgegengesetzten homogenen Kollektiven erklärt werden: Es gibt natürlich Definitionen dessen, was ein/e „Migrant_in“ ist⁵ und wer einen „Migrationshintergrund“⁶ hat. Doch abseits der formellen Festlegungen entscheiden „informelle, alltagsweltliche »Regelungen«“ (Mecheril 2010: 40) darüber, wer als „Migrant_in“ angesehen wird.

[M]anche Menschen werden nie als Migranten wahrgenommen, während andere – oftmals aufgrund ihrer äußeren Erscheinung oder ihres sozialen Status – es immer bleiben, egal, wie lange sie schon an einem Ort leben oder welche Staatsangehörigkeit sie haben. (Wonisch 2012: 11f.)

Es ist kontext- bzw. diskursabhängig, wer als „Migrant_in“ markiert wird. „Wer [...] ein „Migrant“/„eine Migrantin“ ist, ist nicht von vornherein festgelegt, sondern muss [...] als diskursives Produkt [im Sinne von Ergebnis, Anm. der Verf.] [...] verstanden werden.“ (Broden / Mecheril 2007: 9)

Mark Terkessidis, Migrationsforscher und Journalist, weist darauf hin, dass die

⁵ Die IOM stellt online einen Glossar zu Schlüsselbegriffen der Migration bereit.
<http://www.iom.int/cms/en/sites/iom/home/about-migration/key-migration-terms-1.html#Migrant>

⁶ In offiziellen Statistiken werden als „Menschen mit Migrationshintergrund“ internationalen Definitionen zufolge „alle Personen, deren Eltern im Ausland geboren sind, unabhängig von ihrer Staatsangehörigkeit“ (Statistik Austria 2011: 20) erfasst. Dazu gehören „Migrant_innen erster Generation“, die selbst im Ausland und „Migrant_innen zweiter Generation“, die selbst im Inland geboren sind (ebd.).

Physiognomie, Grundlage der klassischen Rassentheorien, bei der Konstruktion der „Migrant_innen“ weiterhin eine große Rolle spielt⁷:

Da in der Bundesrepublik bis heute die Fiktion der ethnischen Homogenität aufrechterhalten wird, existieren hierzulande auch immer noch erstaunlich konkrete Vorstellungen darüber, wie ein Deutscher aussieht [...] Dabei führt die Wahrnehmung des „ausländischen“ Aussehens, das gewöhnlich von irgendwelchen „dunklen“ physiognomischen Elementen abgeleitet wird, sogleich zu bestimmten Annahmen über Zugehörigkeit und kulturelle Verschiedenheit. (Terkessidis 2000: 74)

Theoretiker_innen der Postcolonial Studies sehen in diesem Muster, nach dem gewisse Menschen als „Migrant_innen“ wahrgenommen werden und andere nicht, eine Kontinuität kolonialer Diskurse und Denkweisen (vgl. Ha 2009). Im migrationspolitischen Diskurs werde das ideologische Fundament des Kolonialismus aus Rassentheorien und der Idee „des Westens“ und seiner Überlegenheit über den „Rest der Welt“ (vgl. Hall 1992) bzw. den „Orient“ (vgl. Said 1978) reproduziert: Als „Migrant_in“ würden vor allem jene Menschen verstanden, die als „nicht-westlich“⁸ oder nicht zugehörig zum „christlich-abendländischen »Kulturkreis«“ wahrgenommen werden. (Sarma 2012: 32) In diesem Sinne seien Menschen muslimischen Glaubens zum Inbegriff „des/der Migranten/in“ geworden. Die Islamwissenschaftlerin Riem Spielhaus stellt fest:

Muslime scheinen die Migranten zu sein, über die diskutiert werden muss. Dabei sind längst nicht alle Muslime Migranten, und von den Zugewanderten in Deutschland sind nicht einmal die Hälfte Muslime. Zusehends verschwimmen die beiden Begriffe Muslim und Migrant [...]. Selbst eingebürgerte oder geborene Deutsche muslimischen Glaubens oder muslimischer Abstammung werden weiterhin außerhalb des deutschen Nationalverständnisses positioniert. [...] Muslim und Deutsch zu sein gilt nicht selten als unvereinbar. (Spielhaus 2011: 29f.)

Auch der Ethnologe Martin Sökefeld hält die auf der Basis einer angenommenen religiösen Zugehörigkeit gezogenen Grenzen für besonders stabil:

Ein Einwanderer aus der Türkei in Deutschland mag Deutsch perfekt beherrschen und sich zum Grundgesetz bekennen – als Muslim wird er trotzdem nicht dazu gehören, sondern immer ein Anderer, ein Fremder bleiben. (Sökefeld 2004: 10)

⁷ Dass körperliche Merkmale weiterhin Bedeutungsträger sind, gilt es vor dem Hintergrund besonders hervorzuheben, als konstatiert wird, dass der klassische „genetische“ / „biologische“ / „Rassen-“ Rassismus seit den 60er Jahren vom sogenannten kulturellen Rassismus überlagert wird (vgl. Kerner 2009). Es wäre allerdings ein Trugschluss davon auszugehen, dass dieser „Rassismus ohne Rassen“ frei von jeder Bezugnahme auf äußerliche Merkmale sei.

⁸ Menschen aus Osteuropa werden auch tendenziell eher als Migrant_innen wahrgenommen als Menschen aus den USA, Australien oder Neuseeland.

„[D]ie Bezeichnung »Migrant/in« [artikuliert also] [...] in erster Linie nicht die Wanderungserfahrung, sondern eher eine vermutete und zugeschriebene *Abweichung von Normalitätsvorstellungen*“ (Mecheril 2010: 38). Ich sehe es daher als meine Verantwortung im Kontext dieser Arbeit, nicht unreflektiert mit diesen gesellschaftlich etablierten Gruppenbezeichnungen und den daran geknüpften Zugehörigkeitsordnungen umzugehen. Sofern sie in den von mir untersuchten Debatten verwendet werden, setze ich sie daher in Anführungszeichen.

2.3 Fokus: Museum

Wie in der Einleitung erklärt, möchte ich mich in der vorliegenden Arbeit auf eine Kultureinrichtung konzentrieren: das Museum. Von welcher Begriffsdefinition dabei ausgegangen wird und von welcher theoretischen Sichtweise auf das Museum die Arbeit dabei beeinflusst ist, wird im Folgenden gezeigt.

2.3.1 Was ist ein Museum?

A hospital is a hospital. A library is a library. A rose is a rose. But a museum is Colonial Williamsburg, Mrs. Wilkerson's Figure Bottle Museum, the Museum of Modern Art, the Sea Lion Caves, the American Museum of Natural History, the Barton Museum of Whiskey History, The Cloisters, and Noell's Ark an Chimpanzee Farm and Gorilla Show. (Richard Grove zit. nach Baur 2010b: 16)

Die Frage, „was ist ein Museum?“, hat der Kulturwissenschaftler Joachim Baur in seinem gleichnamigen Artikel zu beantworten versucht (vgl. Baur 2010b). Dabei nähert er sich der Frage sowohl phänomenologisch und etymologisch als auch historisch und definitorisch und macht damit vor allem deutlich, dass die Frage nicht einfach, sondern nur vielfach zu beantworten ist. „Das Museum gibt es nicht, es gibt nur Museen.“ (Baur 2010b: 16)

Eine vielzitierte Definition des Museums stammt vom internationalen Museumsbund ICOM:

A museum is a non-profit, permanent institution in the service of society and its development, open to the public, which acquires, conserves, researches, communicates and exhibits the tangible and intangible heritage of humanity and its environment for the purposes of education, study and enjoyment. (ICOM)

Diese Definition ist geeignet, Orientierung zu geben. Allerdings gibt es Entwicklungen in der Museumswelt, die diese Begriffsbestimmung herausfordern, so zum Beispiel: virtuelle Museen, Einrichtungen ohne dauerhafte Sammlungen, die ihre Aufmerksamkeit stattdessen auf „Ideen, Geschichten und das Immaterielle“ (Baur 2010b: 18) richten, wie beispielsweise viele der sogenannten Science Centers, oder Institutionen, die sich selbst nicht forschend betätigen, sondern sich auf Aufbereitung und Vermittlung von Inhalten konzentrieren; (Baur 2010b: 18; Macdonald 2010: 57) Um diese Phänomene einzubeziehen, wird der Museumsbegriff in dieser Arbeit breit gefasst.

2.3.2 Museen als Forschungsgegenstand der Neuen Museologie

Das Museum ist spätestens seit Mitte der 1980er zu einem beliebten Gegenstand wissenschaftlicher Auseinandersetzung geworden. Das multi- und interdisziplinäre Feld der Museumsforschung boomt. Die Perspektiven auf die Institution und die untersuchten Fragestellungen sind dabei vielfältig und unterscheiden sich zum Teil grundlegend voneinander. (Baur 2010a: 7f.)

Meine Arbeit, die ihr zugrundeliegende Perspektive auf das Museum und ihre Fragestellung, können als in der Tradition der Forschungsrichtung der „Neuen Museologie“ stehend aufgefasst werden.

Joachim Baur beschreibt die Neue Museologie als „Neuorientierungen in der Museumswelt“ bzw. „Veränderungen in der Art und Weise, Museen zu denken und zu gestalten“, die Mitte der 1980er Jahre einsetzten (Baur 2009: 52). Es habe eine „selbstreflexive Wende [...] in Theorie und Praxis“ (ebd.: 53) stattgefunden; eine Reflexion über die „gesellschaftliche Bedeutung von und die Konstruktion von Bedeutungen durch Museen“ (ebd.), die ihren „Niederschlag in einer modifizierten Museumspraxis“ gefunden habe (ebd.: 52).

Der Museologe Peter Vergo definierte die Neue Museologie 1989 folgendermaßen:

[W]hat then is a definition of the „new“ museology? At the simplest level, I would define it as a state of widespread dissatisfaction with the ‚old‘ museology, both within and outside the museum profession; [...] what is wrong with the „old“ museology is that it is too much about museum methods, and too little about the purposes of museums; (Vergo 1989: 3)

In diesem Sinne ist die Neue Museologie als Entgegnung auf die herkömmliche Museologie zu verstehen, „deren Fragestellungen sich auf die Methoden des Sammeln [sic!], Bewahrens, Erforschens und Vermittelns beschränkten“ (Wessler 2007: 8). Anstelle der alten museumspraktischen Fragen, die auch heute noch von der angewandten Museologie – legitimerweise – gestellt werden, rückte die Neue Museologie erstmals den Blick von außen auf Museen, auf „their avowed or unspoken aims and policies, their educative or political or social role“ (Vergo 1989: 1).

Als ein konstitutiver Faktor der „gesellschaftlichen Rolle und Macht“ (Baur 2009: 52) von Museen wurde die Konstruktion von Bedeutung *durch* das Museum erkannt. Es entstand ein Bewusstsein für die Re-Produktion von Machtasymmetrien durch „Repräsentationen“⁹.

Dies ist eine Einsicht, zu der man unter dem Eindruck der sogenannten „Krise der Repräsentation“ gelangte: Unter diesem Stichwort werden von der Ethnologie in den 1970er Jahren angestoßene Debatten verhandelt, die Fragen von Wissen und Macht diskutieren. Die Kultur- und Sozialwissenschaften, allen voran die Ethnologie, und ihre Wissensproduktion wurden erstmals als in spezifischen Machtverhältnissen verortet wahrgenommen. (vgl. Wessler 2007: 6f.; Baur 2009: 53) Beeinflusst von den Schriften Michel Foucaults wurde Wissen als konstruiert und inhärent politisch betrachtet (Macdonald 2010: 52). Es entstand ein Bewusstsein für die wechselseitige Abhängigkeit von Wissen und Macht; für die Situiertheit von Wissen und gleichzeitig seine Rolle bei der Sicherung spezifischer Machtverhältnisse;

Vor diesem Hintergrund begannen die Museolog_innen auch die Institution Museum unter die Lupe zu nehmen und museale Darstellungen zu dekonstruieren.

⁹ Das Konzept der „Repräsentation“ wurde maßgeblich vom britischen Soziologen und Mitbegründer der Cultural Studies Stuart Hall geprägt. (vgl. Hall 1997)

Reflektiert wurden nun verstärkt die [...] Komplizenschaft mit imperialer und kolonialer Politik durch die Produktion und Verbreitung rassistischer, eurozentristischer und patriarchaler Ideologie [...] die gesellschaftliche Rolle der Institution als Tempel der Eliten, [...] als Instrument der Befestigung sozialer Hierarchien (Baur 2009: 53).

Die Reflexion über die gesellschaftlichen Funktionen des Museums und die theoretische Dekonstruktion seiner Autorität, bewirkten konsequenterweise auch Veränderungen in der Museumspraxis. Die Neue Museologie „will [...] nicht bei der Analyse der Institution Museum stehen bleiben. Vielmehr versteht sie sich als eine Demokratisierungsbewegung“ (Wessler 2007: 8).¹⁰ Es wurde eine Öffnung der Museen auf mehreren Ebenen angestrebt: Zum Ersten wurde es interessant, neue Themen – häufig kontroverse Themen mit aktuellen Bezügen – aufzugreifen, zum Zweiten sollten bisher marginalisierte Stimmen und Perspektiven zu Wort kommen und drittens neue Besuchergruppen für das Museum gewonnen werden. (Baur 2009: 54)

Die Museologin Gail Anderson sieht in der Neuen Museologie „the general movement of dismantling the museum as an ivory tower of exclusivity and toward the construction of a more socially responsive cultural institution in service to the public“ (Gail Anderson zit. nach Baur 2009: 54). In dieser Sichtweise ist angesprochen, dass sich über den analytischen Perspektivenwechsel auch eine Neubewertung der Relevanz von Museen vollzogen hat: Es wurde erkannt, dass sie mehr sind als Institutionen eines vermeintlich neutralen Sammelns, Bewahrens, Erforschens und Vermittelns. Sie haben „Gegenwartsrelevanz“ (Baur 2009: 54).

2.3.3 Museen als „Brennglas“ und „agents of social change“

Joachim Baur kommt für sich zu dem Schluss, dass sich anhand von Museen „wie durch ein Brennglas, gesellschaftliche Verhältnisse [...] von Wissen und Macht in den Blick nehmen lassen“ (Baur 2010a: 7). Sein Erkenntnisinteresse gilt daher dem, was er als „Museumsanalyse“ konzeptualisiert: „durch die Beleuchtung von Einzelfällen

¹⁰ Diese Entwicklung wurde durchaus auch durch identitätspolitische Bewegungen marginalisierter Bevölkerungsgruppen befördert. Als erste Museen im Sinne der Neuen Museologie gelten die sogenannten „neighbourhood museums“ in den USA und Lateinamerika sowie die „écomuées“ in Frankreich (vgl. Wessler 2007: 8; Bluche (u.a.) 2013: 13)

[Fallanalysen von Museen Anm. H.F.] bzw. einer Anzahl von Einzelfällen wissenschaftliche Erkenntnisse über – allgemein gesprochen – übergreifende gesellschaftliche, politische und kulturelle Verhältnisse“ zu bekommen (Baur 2010a: 8). In ähnlicher Weise sieht auch die Kulturwissenschaftlerin Katrin Pieper Museen als aufschlussreiche Analyseobjekte, denn ihrer Ansicht nach geben „Museen [...] Auskunft über den aktuellen Zustand einer Gesellschaft, über ihre Vorstellungen, Wahrheiten, Tabus, ihre Agenda“ (Pieper 2010: 203).

Aus meiner Perspektive sind Museen über ihre Bedeutung als Spiegel der Verhältnisse hinaus jedoch auch Akteure, die diese aktiv mitgestalten bzw. auch verändern können. Ich sehe sie – in den Worten der Museumswissenschaftlerin Sharon Macdonalds – als gleichermaßen „repräsentierendes wie auch formierendes Medium der Gesellschaft“ (Sharon Macdonald zit. nach Pieper 2010: 199), bzw. unterstelle ihnen – nach den britischen Museolog_innen Richard Sandell und Eithne Nightingale – die „capacity to shape as well as reflect social and political relations“ (Sandell / Nightingale 2012: 3) „[M]useums have unique contributions to make as agents of cultural activism, as leaders and as revolutionaries“ (O’Neill / Silverman 2012: xxi). Sie gelten als potenzielle „agents of progressive social change“ (Sandell / Nightingale 2012: 1).

Als soziale und gesellschaftspolitische Akteure verdienen Museen meiner Ansicht nach im Kontext von Migration besondere Aufmerksamkeit. Denn die Frage, was eine „gute“ „Migrationspolitik“ ausmacht, ist höchst brisant und umstritten. Ich halte es für relevant und interessant, auf welchen Weg sich Museen in der Migrationsgesellschaft begeben, in welcher Richtung sie ihre Rolle nutzen, ob aktiv und – wenn ja – welche gesellschaftspolitischen Positionen bezogen werden und ob es Ansätze gibt, die im Sinne einer kritischen Museumswissenschaft von dem Anliegen gekennzeichnet sind,

die Erkenntnisse akademischer Forschungen mit der praktischen Arbeit von Museen zusammenzubringen – also von einer neuen, stärker theoretisch und empirisch geschulten Warte zu einigen der „Wie“-Fragen der Alten Museologie zurückzukehren (Macdonald 2010: 57).

3. Das Museum als öffentliche Kultureinrichtung

In diesem Kapitel werden mit den sogenannten „Integrationsplänen“ der Bundesregierung, dem „Interkulturellen Audience Development“ und dem Programm „Interkultur“ drei Ansätze beleuchtet, die sich mit Fragen der institutionellen Ausgestaltung von Museen befassen. Gemeinsam ist diesen Herangehensweisen dabei vor allem, dass sie der Frage der Kulturnutzung von „Migrant_innen“ einen zentralen Stellenwert beimessen, wobei sich die jeweiligen Perspektiven auf dieses Thema maßgeblich voneinander unterscheiden.

3.1 Die politische Programmatik

Die Gestaltung der Kultureinrichtungen im Kontext von Migration wurde auch von der deutschen Politik als wichtige Aufgabe erkannt. In diesem Kapitel setze ich mich mit den sogenannten Integrationsplänen von 2007 und 2012 auseinander, in denen die diesbezügliche Positionierung der Bundesregierung ausformuliert wurde. Im Folgenden wird ihre Entstehung und ihr Inhalt genauer dargestellt.

3.1.1 Einführung in den Untersuchungsgegenstand

„Wenn von Fragen der Migration und Einwanderung in Deutschland die Rede ist, dann seit einigen Jahren stets erweitert um den Zusatz »und Integration«, so die Kulturwissenschaftler_innen Sabine Hess und Johannes Moser (Hess / Moser 2009: 13). Integration ist zum leitenden Paradigma der Migrationspolitik aufgestiegen. Sie wird als politische Querschnittsaufgabe¹¹, das heißt als Anliegen aller Ressorts und als Aufgabe für den Bund als auch für die Länder und Kommunen, wahrgenommen.

Über die Programmatik der „Integrationspolitik“ wird in Deutschland seit 2006 auf den sogenannten „Integrationsgipfeln“ beraten. Der erste Integrationsgipfel, zu dem

¹¹ Das sogenannte Amt der „Beauftragten für Migration, Flüchtlinge und Integration“ ist beispielsweise dementsprechend direkt dem Bundeskanzleramt zugeordnet und hat die „Unterstützung der Bundesregierung bei der Weiterentwicklung der Integrationspolitik und der Förderung des Zusammenlebens von Ausländern und Deutschen“ zur Aufgabe (Bundesregierung – Beauftragte für Integration).

Bundeskanzlerin Angela Merkel und die Beauftragte für Migration, Flüchtlinge und Integration im Amt Maria Böhmer einluden, fand am 14. Juli 2006 statt. Zu den Gästen gehörten Vertreter_innen der Regierungen der Länder und des Bundes, Teilnehmer_innen aus Wirtschaft und Wissenschaft sowie Mitglieder von Migrant_innenorganisationen.¹² Die Bereitschaft der Bundesregierung erstmals Vertreter von Migrant_innenorganisationen als Gesprächspartner anzuerkennen, wurde in der öffentlichen Rezeption der Integrationsgipfel sehr positiv aufgenommen (vgl. Kooperationsverbund Jugendsozialarbeit 2008; Schönwälder o.J.). Aus dem Treffen ging der Beschluss hervor, einen „Nationalen Integrationsplan“¹³ (NIP) als gemeinsame programmatische Grundlage der „Integrationspolitik“ zu erarbeiten. Daran waren in den folgenden Monaten sechs Arbeitsgruppen beteiligt, die über Ziele und Schritte der Integrationspolitik in zehn Themenbereichen diskutierten. Der Plan wurde auf dem zweiten Integrationsgipfel im Juli 2007 vorgestellt und verabschiedet. Seine Fortsetzung fand das Forum im November 2008 mit dem dritten Integrationsgipfel, dessen Interesse der Umsetzung des Integrationsplans galt. Es wurde ein Fortschrittsbericht vorgelegt. Beim vierten Treffen im November 2010 einigte man sich auf eine Weiterentwicklung des Integrationsplans, an der im folgenden Jahr elf „Dialogforen“ arbeiteten. In Form des „Nationalen Aktionsplans Integration“¹⁴ (NAPI) wurde diese Erweiterung auf dem fünften Integrationsgipfel am 31. Januar 2012 vorgestellt. Der Plan beinhaltet zwei neue Themengebiete und formuliert Zielvorgaben, Maßnahmen und Fristen zur Erreichung der Ziele und Indikatoren zu ihrer Überprüfung.

Anspruch der Integrationspläne ist es, die allgemeine Ausrichtung der Politik im Kontext von Migration in Deutschland vorzugeben. „Kultur“ wurde dabei von den Teilnehmer_innen des Integrationsgipfels als integrationspolitisch relevanter Gesellschaftsbereich angesehen: Die beiden programmatischen Papiere aus den Jahren 2007 und 2012 beinhalten je ein Kapitel zum Thema „Kultur“ (NAPI) bzw. „Kultur und

¹² Teilnehmer_innenlisten der Integrationsgipfel sind über die Website der Bundesregierung zu finden: http://www.bundesregierung.de/Webs/Breg/DE/Bundesregierung/BeauftragtefuerIntegration/nap/integrationsgipfel/integrationsgipfel4/_node.html [letzter Zugriff: 25.10.2013]

¹³ Das Dokument wird im Folgenden unter der Sigle NIP zitiert, während der Nachweis in der Bibliografie unter „Presse und Informationsamt der Bundesregierung“ zu finden ist.

¹⁴ Das Dokument wird im Folgenden unter der Sigle NAPI zitiert, während der Nachweis in der Bibliografie unter „Presse und Informationsamt der Bundesregierung“ zu finden ist.

Integration“ (NIP), das von dem entsprechenden „Dialogforum 11 »Kultur«“ (NAPI) bzw. der „Arbeitsgruppe Kultur und Integration“ (NIP) verfasst wurde.¹⁵ Damit beanspruchen die Integrationspläne also auch die Ausrichtung der Gestaltung des Kultursektors im Kontext von Migration bzw. „Integration“ zu bestimmen, weshalb ich sie als geeignete Grundlage meiner Untersuchung sehe.

Kulturpolitik ist im föderalen System Deutschlands zwar eigentlich Sache der Länder. Für die Kulturpolitik im Kontext von „Migration und Integration“ wurde mit dem Integrationsplan und seinem Nachfolger allerdings eine gemeinsame theoretisch-ideologische Grundlage geschaffen. Ziel ist es, die Maßnahmen von Bund und Ländern „aufeinander abzustimmen und zu vernetzen“ (NIP: 14). Auch nichtstaatliche Institutionen werden aufgefordert, sich in den programmatischen Rahmen der Politik einzugliedern. Soweit Vertreter_innen von Kultureinrichtungen, -verbänden und Stiftungen an der Ausarbeitung der Dokumente beteiligt waren und Absichtserklärungen (sogenannte Selbstverpflichtungen) abgegeben haben, ist dies zum Teil schon geschehen. Darüber hinaus steht Bund und Ländern mit der Kulturförderung ein einflussreiches Instrument zur Steuerung des kulturellen Geschehens nach ihren Grundsätzen zur Verfügung. In diesem Sinne heißt es auch dezidiert: „Die Bundesregierung wird den Gedanken der Integration in ihre Fördergrundsätze aufnehmen und diesen Zielen, wo sie selbst Träger von kulturellen Projekten ist, Rechnung tragen“ (NIP: 134). Außerdem sollen andere Akteur_innen angeregt werden, sich programmatisch am Leitbild der Integration auszurichten: „Den Ländern und Kommunen wird empfohlen, umfassende Integrationskonzepte zu entwickeln und kulturelle Integrationsprojekte anzuregen.“ (ebd.: 135)

¹⁵ Geleitet wurden die beiden Arbeitsgruppen jeweils vom Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien. Die „Arbeitsgruppe Kultur und Integration“ (NIP) hatte 24, das „Dialogforum 11 »Kultur«“ (NAPI) 36 Teilnehmer_innen. Unter anderem waren vertreten: Prof. Dr. Günther Schauerte von der Stiftung Preußischer Kulturbesitz/Staatliche Museen zu Berlin, Dr. Albert Schmid, vom Bundesamt für Migration und Flüchtlinge, Dieter Berg, der Vorsitzende der Robert Bosch Stiftung, Dr. Albert Graf von Kalnein von der Herbert-Quandt Stiftung, Jale Yoldas, die Geschäftsführerin des Deutsch-Türkischen Forums Stuttgart e.V, Silvia Fehrman aus dem Haus der Kulturen der Welt in Berlin, Vera Neukirchen vom Deutschen Museumsbund, Martin Gerlach von der Türkischen Gemeinde Deutschlands e.V. und Dr. Oliver Steinert vom Bundesamt für Migration und Flüchtlinge.

3.1.2 Die Verwendung des Kulturbegriffs in den Integrationsplänen

„Die deutsche Gesellschaft steht vor einer Integrationsaufgabe, die die Kultur umfasst. Die Realität der Zuwanderungsgesellschaft ist auch eine kulturelle Herausforderung“, so die Verfasser_innen des Integrationsplans im Kapitel „Kultur und Integration“ (NIP: 127).

Zunächst liest sich diese Feststellung wie die Bekräftigung der Entscheidung, dem Kultursektor im Kontext von Migration und Integration Aufmerksamkeit zu schenken. Allerdings schwingt darin eine „charakteristische Uneindeutigkeit“ (Baur 2010c: 14) mit, wie es Joachim Baur formuliert, der sich als Museologe ausführlich mit den Integrationsplänen auseinandergesetzt hat (vgl. Baur 2010c). Für Baur ist die Aussage „Die Realität der Zuwanderungsgesellschaft ist auch eine kulturelle Herausforderung“ (NIP: 127) ambivalent. Denn es bleibt offen, ob „die »kulturelle Herausforderung« der Gestaltung der Zuwanderungsgesellschaft eine Herausforderung für den Kultursektor, die kulturellen Institutionen wie das Museum [meint]“, oder ob es „um die Herausforderungen [geht], die unterschiedliche Lebensweisen womöglich mit sich bringen“ (Baur 2010c: 14).

Diese Art der Unklarheit, von denen die Integrationspläne durchzogen sind, geht auf die Vielschichtigkeit des Begriffs „Kultur“ zurück, die in den Integrationsplänen nicht reflektiert wird. Nach Raymond Williams lassen sich drei Bedeutungsdimensionen des Kulturbegriffs unterscheiden. Williams gilt als einer der Pioniere der Cultural Studies, die in den 1950er Jahren in Großbritannien ihren Anfang nahmen. In seinem 1976 erschienenen Buch „Keywords. A Vocabulary of Culture and Society“ differenzierte er drei Bedeutungsdimensionen des Begriffes Kultur, die mit verschiedenen Phasen in der Begriffsgeschichte korrespondieren. (Faschingeder 2003: 12) „Zum Ersten Kultur als Zivilisation, zum Zweiten Kultur als Identität und zum Dritten Kultur als geistige Betätigung respektive Kunst.“ (ebd.: 12f.) Die Integrationspläne, so Baur, oszillieren insbesondere zwischen der Bedeutung von „Kultur“ als Identität oder auch als „gemeinsame Prägungen und Artikulationen spezifischer Gruppen“ (Baur 2010: 14) und der Bedeutung von „Kultur“ als „Kunst“ bzw. den „Praxen und Werke[n] intellektueller,

insbesondere künstlerischer Tätigkeit [...] also das was man [...] als »Kulturbereich« oder »kulturellen Sektor« kennt“ (Baur 2010: 14).

Ich halte es vor diesem Hintergrund für aufschlussreich, in meiner Analyse beiden von Baur vorgeschlagenen Lesarten der „kulturellen Herausforderung“ zu folgen.

Zunächst wird die Aussage „[d]ie Realität der Zuwanderungsgesellschaft ist auch eine kulturelle Herausforderung“ (NIP: 127) als Aussage über das den Integrationsplänen zugrundeliegende Problemverständnis und als Ausdruck einer spezifischen Sichtweise auf Migration und Gesellschaft begriffen. Das Augenmerk der Analyse wird dementsprechend im nächsten Abschnitt darauf gerichtet, inwiefern aus den Integrationsplänen implizit hervorgeht, auf welchen Annahmen über die Migrationsgesellschaft sie beruhen.

3.1.3 Die Konzeptualisierung der deutschen Gesellschaft

Die Integrationspläne offenbaren eine Perspektive, welche Migration in den Kategorien der Ein-, Aus- und Binnenwanderung fasst und sich auf den Aspekt der Einwanderung konzentriert. In den Blick genommen wird „die Einwanderungsgesellschaft“ (NAPI: 19ff.), bzw. „die Zuwanderung nach Deutschland“ (ebd.: 22ff.). Damit wird zum einen eine Vielzahl an Migrationsphänomenen ausgeblendet (siehe Auswanderung, Binnenwanderung, transnationale Lebensentwürfe, zirkuläre Migration, saisonale Migration) und eine Perspektive eingenommen, in der „transnationale Wanderung im Wesentlichen als einmalige Überschreitung einer relevanten Grenze gedacht wird“ (Mecheril 2010: 11). Zum anderen suggeriert generell der Begriff der Zuwanderung, mit dem hier gearbeitet wird, laut dem Migrationspädagogen Paul Mecheril, „dass es sich bei Migrationsphänomenen um Phänomene handle, die zusätzlich und additiv zu dem bereits Bestehenden hinzukämen“ (ebd.). Sesshaftigkeit wird damit implizit zur Norm erklärt.

Die Notwendigkeit der Integrationspolitik wird in den Integrationsplänen mit der „Vielfalt“ der Gesellschaft begründet:

Angesichts der wachsenden Vielfalt ist Integration die zentrale Zukunftsaufgabe. (NAPI: 7)

[U]nsere Gesellschaft war noch nie so vielfältig wie heute. Fast jeder Fünfte der deutschen Bevölkerung hat ausländische Wurzeln. [...] Deshalb ist Integration eine Frage von nationaler Bedeutung. (ebd.: 5)

Es stellt sich die Frage, was hier konkret unter „Vielfalt“ verstanden wird?

In der bereits zitierten Erklärung des Bundes und in mehreren Kapiteln der Integrationspläne wird die Begrifflichkeit konkretisiert: Allein im Kapitel „Kultur“ des Nationalen Aktionsplans (ebd.: 358f.) ist auf 16 Seiten zehn Mal von „kultureller Vielfalt“ die Rede. An anderer Stelle wird die „Vielfalt“ mit den Attributen „ethnisch und kulturell“ (Bericht des Dialogforums „Medien und Integration“; ebd.: 318f.) oder „interkulturell“ (Dialogforum „Arbeitsmarkt und Erwerbsleben“; ebd.: 108f., sowie „Migranten im öffentlichen Dienst“ ebd.: 140f.) versehen. Ich gehe daher davon aus, dass das in den Integrationsplänen zum Ausdruck kommende Verständnis von Vielfalt auf einem sogenannten „essentialistischen Kulturverständnis“ beruht. Denn mit dem Begriff der „kulturellen“ / „ethnisch-kulturellen“ / „interkulturellen“ Vielfalt scheint die Idee „natio-ethno-kulturell“ verschiedener Bevölkerungsgruppen verknüpft zu sein.

Vielfältig sei die Gesellschaft insofern, als 20% der deutschen Bevölkerung „ausländische Wurzeln“ haben (NAPI: 5). „[U]nsere Gesellschaft war noch nie so vielfältig wie heute. Fast jeder Fünfte der deutschen Bevölkerung hat ausländische Wurzeln.“ (NAPI: 5) Gesellschaftliche Vielfalt wird also nicht als Normalität verstanden, sondern als Sonderfall, der sich aus der Einwanderung ergibt, und „Menschen mit Migrationshintergrund“ werden als Angehörige anderer „Kulturen“ konzeptualisiert. Umgekehrt wird damit suggeriert, dass es eine gemeinsame „Kultur“ der Nicht-„Migratin_innen“ gebe. (Eine Idee, die auch in den politisch einflussreichen Konzepten der „Kulturnation“¹⁶ und der „deutschen Leitkultur“¹⁷ zum Ausdruck

¹⁶ Klassischerweise werden Nationen – von Benedict Anderson als „imagined communities“ bezeichnet (vgl. Anderson 1996) – als Kulturnationen oder Staatsnationen klassifiziert und unterschieden. „A simple classificatory scheme has arisen that distinguishes nations as civic, political, or territorial on one hand, versus ethnic or cultural on the other.“ (Shulman 2002: 555) Smith spricht von der Kulturnation als „a fictive »super-family«“ (Smith 1991: 12). Kulturnationen verstehen sich als „ethnisch-kulturell“ homogene Gemeinschaften, eine Idee, die in Deutschland im Konzept der „germanischen Abstammungs-“ bzw. „Volksgemeinschaft“ des Nationalsozialismus ihre verbrecherische Kraft entfaltete.

¹⁷ Die sogenannte Leitkultur-Debatte entbrannte im Jahr 2000 an einer Bundestagsrede von Friedrich Merz (CDU). Aus dem Begriff der „Leitkultur“, 1996 von Bassam Tibi in anderer Absicht eingeführt, wurde die „deutsche Leitkultur“ geboren, ein politischer Neologismus, der gegen den Multikulturalismus ins Feld gebracht wurde. (vgl. Görtemaker 2009; Nowak 2006) Die CSU

kommt.) Diese Aspekte gehören zu den klassischen Charakteristika eines essentialistischen Kulturverständnisses (zum Folgenden vgl. Sarma 2012):

Ein essentialistisches Kulturverständnis¹⁸ kennzeichnet erstens die Annahme, dass die kulturelle Prägung, bzw. Lebensweise einer Person mit ihrer nationalen -/ethnischen Herkunft korrespondiert. Zugehörigkeit wird *natio-ethno-kulturell* definiert. Zweitens werden Kulturen als Einheiten begriffen, die von innerer *Homogenität* gekennzeichnet und dabei klar voneinander zu trennen sind. Drittens und viertens wird ein solches Kulturverständnis als *statisch* und *essentialistisch* charakterisiert, denn Veränderungsdynamiken der Kultur werden ausgeblendet und davon ausgegangen, „dass jede Kultur ein »Wesen«, eine »Essenz« hat, die immer gleich bleibt und das Verhalten ihrer Mitglieder eindeutig bestimmt.“ (Beyersdörfer 2004: 37) Kultur erscheint so als ein „übergeordnetes und Handlung bestimmendes Gebilde“ (Sarma 2012: 12). Der Mensch wird als „Geschöpf von Kultur“ (ebd.) angesehen. Der Kulturbegriff ist in diesem Sinne, fünftens, *deterministisch*. Die Möglichkeit individueller Handlungsfähigkeit des Einzelnen wird ignoriert, es dominiert die Vorstellung „die Menschen hingen wie Marionetten an ihrer Herkunftskultur“ (Sarma 2012: 9). Hess und Moser sehen in diesem Sinn in der Bezeichnung „mit Migrationshintergrund“ einen deterministischen „Neologismus, der [...] die nicht-deutsche kulturelle und nationale Herkunft bis zum Nimmerleinstag kulturalistisch fortschreibt“ (Hess / Moser 2009: 19). Mit der Vorstellung von der/dem Einzelnen als „Mitglied“ einer Kultur geht, sechstens, die Idee der Ausschließlichkeit oder auch *Singularität* kultureller Zugehörigkeit einher. Der Einzelne kann demnach nur „entweder der einen oder der anderen Kultur »angehör[en]«“ (Sarma 2012: 16). Somit kann die Weltbevölkerung in die „kleine[n] Kästchen“ (Sen 2012: 20), bzw. „enge[n] Schubladen“ (ebd.: 13) natio-ethnisch-kultureller Zugehörigkeiten eingeteilt werden, sodass die Welt als „Mosaik aus voneinander abgeschlossenen [...] Kulturen“ (Sarma 2012: 9) wahrgenommen wird. Zwischen den

beispielsweise formulierte ihr Verständnis des Begriffs in ihrem Grundsatzprogramm von 2007 folgendermaßen: „Die CSU bekennt sich zur deutschen Kulturnation. Ihre Sprache, Geschichte, Traditionen und die christlich-abendländischen Werte bilden die deutsche Leitkultur.“ (CSU 2007: 144)

¹⁸ Siehe auch homogenitäts-, totalitätsorientiertes -, essentialisierendes -, homogenisierendes -, ethnisiertes -, enges -, statisches-, geschlossenes oder klassisches Kulturverständnis.

Kulturen werden, siebtens, *unvereinbare Differenzen* angenommen. Samuel Huntingtons These vom „Kampf der Kulturen“ (vgl. Huntington 1996) hat sich in dieser Hinsicht als theorieprägend erwiesen. Er teilt die Welt in acht Kulturkreise¹⁹, die sich feindlich gegenüberstünden. „[D]ie potenziell gefährlichsten Feindschaften begegnen uns an den Bruchlinien der großen Kulturen der Welt“ (Huntington 2002: 18). Mit dieser Theorie ließen sich nach Huntington die meisten globalen Konflikte „als natürliche Folge religiöser oder kultureller Spaltungen der Welt“ erklären (Sen 2012: 8). Es herrsche ein Kampf „um richtige Werte, legitime Standards und vorteilhafte Lebensstile“ (Hans-Peter Müller zit. nach Bienfait 2006: 117).

Aus der Perspektive eines solchen Kulturverständnisses zeichnet sich eine „Einwanderungsgesellschaft“ dadurch aus, dass „natio-ethno-kulturelle Differenz und Pluralität gewissermaßen in die Gesellschaft hineingeholt [sind]“ (Mecheril 2010: 17) und sich

in ihr „Deutsche“ und „Italiener/innen“, „Griech/innen“ und „Marokkaner/innen“, „Türk/innen“ und „Inder/innen“ und auch weitere Gruppen aufhalten, wie „Sorb/innen“ und „Kurd/innen“, „Sinti“, „Roma“ oder „Sikhs“, die sich eher als ethno-kulturelle Gruppen verstehen (Mecheril 2010: 17).

Vor dem Hintergrund, dass die deutsche Gesellschaft seitens der Politik in dem oben beschriebenen Sinne konzeptualisiert wird, wird die Charakterisierung der „Realität der Zuwanderungsgesellschaft“ als „kulturelle Herausforderung“ (NIP: 127) insofern nachvollziehbar, als der Zustand „kultureller Vielfalt“ gegenüber einer als kulturell homogen imaginierten Gemeinschaft als zwangsläufig konfliktträchtig wahrgenommen wird.

¹⁹ Das Konzept der Kulturkreise geht auf den Ethnologen und Afrikaforscher Leo Frobenius zurück. Es wurde im 20. Jahrhundert zur Kulturkreislehre weiterentwickelt, die zur Fundierung der nationalsozialistischen Rassenideologie herangezogen wurde (Sarma 2012: 15). Samuel P. Huntington unterscheidet acht Kulturkreise und ihre Kernstaaten: „The major contemporary civilisations are thus as follows: *Sinic*. [...] describes the common culture of China and the Chinese communities in Southeast Asia and elsewhere outside of China as well as the related cultures of Vietnam and Korea. *Japanese*. [...] *Hindu*. [...] on the Subcontinent [...] even though India itself has a substantial Muslim community as well as several smaller cultural minorities. *Islamic*. [...] including Arab, Turkic, Persian, and Malay. *Orthodox*. [...] centered in Russia [...] *Western*. [...] in Europe, North America, and Latin America. *Latin American*. Latin America, however, has a distinct identity which differentiates from the West. [...] *African (possibly)*. [...] sub-Saharan Africa could cohere into a distinct civilization, with South Africa possibly being its core state.“ (Huntington 1996: 45ff.)

Die Integrationspläne werden von der Bundesregierung als Antwort auf diese so verstandene Problemlage präsentiert: Sie begründet die Notwendigkeit ihres Programmes damit, dass „[d]amit Menschen aus unterschiedlichen Kulturen auf Dauer friedlich zusammenleben, [...] große Anstrengungen erforderlich [sind]“ (NIP: 13).

Im Folgenden wird der Frage nachgegangen, worin diese „großen Anstrengungen“ (NIP: 13) in Bezug auf die Kulturinstitutionen im Einzelnen bestehen.

3.1.4 Maßnahmen zur Förderung der „kulturellen Integration“

Im NAPI heißt es „gelungene Integration ist immer auch kulturelle Integration“ (NAPI: 359). Was aber ist unter diesen in den Integrationsplänen so selbstverständlich verwendeten Begrifflichkeiten zu verstehen?

„Für sich allein stehend ist der Begriff »Integration« inhaltsleer“, so der Soziologe (und Mediziner) Valentin Rauer.

Er legt lediglich die abstrakte Formel von der „Zusammenführung von Elementen“ nahe. [...] Diese Unentschiedenheit [...] qualifiziert den Begriff zu einem migrationspolitischen Schlüsselbegriff. Schlüsselbegriffe charakterisieren grundsätzlich eine inhaltliche Leere und normative Vagheit. (Rauer 2009: 82)

Die Kulturwissenschaftler_innen Hess und Moser sind der Genese des Integrationsbegriffs in Deutschland nachgegangen. Sie weisen auf seine Ursprünge als Sammelbegriff für eine Reihe von rechtlichen Forderungen hin, die Arbeitsmigrant_innen verstärkt seit den 1960er/1970er Jahren formulierten. (vgl. Hess / Moser 2009) Dazu gehörten beispielsweise „die Forderung nach bezahlbarem Wohnraum, [...] nach einer Inklusion in das deutsche Sozialsystem, [...] nach politischer Teilhabe“ (Hess / Moser 2009: 14). „Integration“ wurde verbunden mit „Teilhabechancen und -rechten“ (Hess / Moser 2009: 14). Diese Bedeutungsebene sei dem Integrationsbegriff in Deutschland mit der Zeit allerdings verlorengegangen. Die Entwicklungsgeschichte des Integrationsbegriffs habe sich fortgesetzt über die ablehnende Haltung der Politik, die unter der Führung der CDU 1988 jede Einwanderung verurteilte als „Verzicht auf die Homogenität der Gesellschaft, die im wesentlichen durch die Zugehörigkeit zur deutschen Nation bestimmt wird“ (Innenministerium zit. nach Hess / Moser 2009: 16),

über den Auf- und vor allem Abstieg des multikulturalistischen Paradigmas hin zu seiner heutigen Verfassung: Geprägt von der Imagination einer deutschen „Leitkultur“

wurde insbesondere jene Ebene hegemonial und im Zuwanderungsgesetz von 2005 und dessen Neufassung von 2007 ausbuchstabiert, die unter Integration „kulturelle Integration“ versteht (was sich insbesondere auf Sprache, Kultur und Geschichte bezieht) und dies als Sonderleistung von Migranten und Migrantinnen einfordert. (Hess / Moser 2009: 12)

Hinsichtlich des Begriffs der „kulturellen Integration“ weist Joachim Baur darauf hin (unter direkter Bezugnahme auf die Integrationspläne und mit Blick auf die Bedeutungsdimensionen des Kulturbegriffs), dass die „kulturelle Integration“ von „Migrant_innen“ sowohl „ihre Anpassung an die Lebensweisen anderer, wohl der autochthonen Gruppen, im Grunde also Assimilation“ (Baur 2010c: 14) bedeuten könne als auch ihre „Einbeziehung in den Kultursektor, etwa als Besucher oder Macher von Museen“ (ebd.).

Eine nähere Betrachtung der „Kultur“-Kapitel der Integrationspläne legt nahe, dass „Integration“ – verstanden als Assimilation und insbesondere verstanden als Beherrschung der deutschen Sprache – in den Integrationsplänen als Voraussetzung der „kulturellen Integration“ von „Menschen mit Migrationshintergrund“ – im Sinne ihrer Einbeziehung in den Kultursektor – präsentiert wird, denn da heißt es: „Die gute Kenntnis der deutschen Sprache ist [...] grundlegende Voraussetzung für jede Form der Teilhabe.“ (NIP: 128) Der NAPI erklärt kulturelle Integration sogar zur Grundlage eines „Recht[s] auf kulturelle Teilhabe“ (NAPI: 359): „Kulturelle Integration und das Recht auf kulturelle Teilhabe bedingen einander.“ (ebd.)

Die Erreichung des Zieles der „kulturellen Integration“ wird zur Voraussetzung des „Zugang[s] zu Kunst und Kultur“ (NIP: 128) erklärt. Sie wird als notwendiges Mittel zum Zweck präsentiert. Denn der Zugang zu Kultureinrichtungen sei durch „finanzielle, sprachliche und soziale Barrieren“ (NIP 133) verbaut. Mit dem Verweis auf „soziale Barrieren“ wird zwar angedeutet, dass Menschen mit und ohne „Migrationshintergrund“ der Zugang zu den Kultureinrichtungen gleichermaßen versperrt sein kann. In Folge wird der Fokus allerdings auf die „migrationsspezifische[n] Teilhabe-Hürden“ gelegt (NAPI: 359). Als solche werden wiederum sowohl „unzureichende Sprachkenntnisse“

als auch „Diskriminierung und Vorurteile“ (NAPI: 359) beschrieben. In den Blick genommen werden im weiteren Verlauf allerdings allein erstere. Die Ursache mangelnder Wahrnehmung von Kunst- und Kulturangeboten von „Menschen mit Migrationshintergrund“ wird allem voran bei deren Deutschkenntnissen gesucht.

Neben Maßnahmen wie dem „freien Eintritt für Kinder und Jugendliche“ (NIP: 133) wird dementsprechend die Lösung vor allem in Maßnahmen zur „Sprachförderung“ (ebd.: 129) gesehen – „Sprachförderung“ wird zum übergreifenden „implizit[en] Ziel der kulturellen Bildung“ (ebd.: 129) und „kulturelle Bildung“ damit wiederum zum „Schlüsselfaktor der Integration“ (NIP: 128) erklärt. Sie schaffe „Zugang zu Kunst und Kultur“ (ebd.) und damit „zum gesellschaftlichen Leben schlechthin“ (ebd.). Welche Maßnahmen mit kultureller Bildung konkret gemeint sind und inwiefern diese tatsächlich zur Förderung von Deutschkenntnissen beitragen können, wird nicht explizit geklärt: Es soll einerseits die „eigene aktive künstlerische Betätigung“ (NIP: 129) und „kulturelle und künstlerische Befähigung“ (ebd.: 131) der „Zuwanderer“ in verschiedensten Bereichen der kulturellen Bildung gefördert werden – erwähnt werden Musikschulen, Jugendkunstschulen, Theaterarbeit, Tanz (ebd.: 130). Andererseits wird es zur Aufgabe erklärt, Wissen über das „kulturelle[...] Schaffen von Migranten“ und die „Geschichte der Migration in Deutschland und Europa“, verstanden als „Wissen um erfolgreiche historische Integrationsprozesse als Teil unseres eigenen kulturellen Erbes“ zu vermitteln. (ebd.: 131) Und schließlich ist von der „Erziehung zu Humanität, Demokratie und interkulturellem Respekt“ (ebd.) die Rede.

Neben Bildungseinrichtungen (Kindergarten und Schule) und „Jugendeinrichtungen“ (ebd.) werden Kultureinrichtungen („Museen und Ausstellungen, Theater und musische Einrichtungen“ (NIP: 131)) als Orte genannt, wo kulturelle Bildung stattfinden soll.

Kultureinrichtungen werden im Kontext der Integrationspolitik also aufgefordert, sich selbst an der „kulturellen Bildung“ und damit an der „kulturellen Integration“ der „Migrant_innen“ zu beteiligen.

Doch die Integrationspläne definieren auch abseits der Forderung nach „kultureller Integration“ und der Frage der Kulturnutzung von „Menschen mit Migrations-

hintergrund“ Handlungsbedarf für die Gestaltung der Kultureinrichtungen im Kontext von Migration.

3.1.5 Maßnahmen der Interkulturellen Öffnung

Die klassischen Kultureinrichtungen müssten sich, so heißt es im Nationalen Integrationsplan: „noch mehr und gezielter interkulturell öffnen“ (NIP: 132).

Zum Begriff der „interkulturellen Öffnung“, auf den hier Bezug genommen wird, ist vorweg zu sagen, dass er im Moment für eine ganze Bandbreite von Ansätzen gewählt wird, die sich allerdings zum Teil fundamental voneinander unterscheiden.

Enge Interpretationen konzentrieren sich auf den Aspekt der Mehrsprachigkeit in den Diensten und Einrichtungen und auf Einstellung von Personal [...] mit Migrationshintergrund; weitergehende Interpretationen sehen die Notwendigkeit einer Personal- und Organisationsentwicklung, die auch die Organisationskultur betrifft (Filsinger 2002: 74),

fasst der Soziologe Dieter Filsinger zusammen.

Absichtserklärungen wie die folgende – „den Anteil von Menschen mit Migrationshintergrund in der öffentlichen Verwaltung zu erhöhen und damit die interkulturelle Öffnung der Verwaltung weiter voranzubringen“ (NAPI: 10) – deuten stark auf eine enge Interpretation des Konzeptes in den Integrationsplänen hin.

Darüber hinaus wird ein potenzielles Bekenntnis zu einer interkulturellen Öffnung im Sinne eines Strukturwandels entscheidend relativiert, wenn dort auch festgestellt wird, „interkulturelle Öffnung“ könne „nicht dekretiert werden“ (NAPI: 361), da „es sich um [...] letztlich nichts anderes als einen erfolgreichen Mentalitätswandel [handle]“ (ebd.).

Andererseits werden im NAPI mit „Programm, Personal und Publikum“ (NAPI: 361) drei „Aktionsfelder“ (ebd.) der „interkulturellen Öffnung“ aufgelistet, die über „den Aspekt der Mehrsprachigkeit in den Diensten und Einrichtungen und auf Einstellung von Personal [...] mit Migrationshintergrund“ (Filsinger 2002: 74) hinausgehen. Kultureinrichtungen sollten Themen ins Programm aufnehmen, die ein weiteres Publikum ansprechen, auf eine „sensible Auswahl des maßgeblichen Personals“ achten und mit „Menschen aus unterschiedlichen Milieus und kulturellen Hintergründen“ zusammenarbeiten (ebd.). Es wird zum Ziel erklärt, dass „[d]ie Kultureinrichtungen

[...] mit ihrem Programmangebot, ihrer Öffentlichkeitsarbeit und Personalpolitik die interkulturelle Vielfalt vor Ort [repräsentieren]“ (NIP: 133).

Im Folgenden wird untersucht, welche Maßnahmen in Bezug auf diese Zielbestimmung propagiert werden, und es wird auf ihre Implikationen hingewiesen.

Personal – „Diversity Management“

Hinsichtlich ihrer Personalpolitik schlägt die Politik den Kultureinrichtungen vor, den Ansatz des „Diversity Managements“ aufzugreifen. Man solle auf „eine Verständigung [...] mit Vertretern der Wirtschaft“ (NAPI: 362) setzen. „Insbesondere der Ansatz, soziale und kulturelle Vielfalt produktiv zu nutzen (»Diversity Management«) könne auch für Kultureinrichtungen erfolgversprechend sein“ (ebd.).

Der Begriff des „Diversity Managements“ bezeichnet, wie schon der Begriff der „interkulturellen Öffnung“, wiederum kein einzelnes Konzept. „Diversity Management“ wird im Allgemeinen höchst unterschiedlich interpretiert und ist Gegenstand einer theoretischen Diskussion. David Thomas und Robin Ely, Professor_innen der Harvard Business School in Boston, haben in ihrem 1996 veröffentlichten Artikel „Making Differences Matter. A New Paradigm for Managing Diversity“ verschiedene Auffassungen des „Diversity Managements“ analysiert und drei führende Paradigmen herausgearbeitet. Diese unterscheiden sich erstens dahingehend, was als „Diversität“ bzw. „Vielfalt“ wahrgenommen wird, und zweitens hinsichtlich der daraus folgenden Umgangsformen mit Diversität.²⁰

Einer der Eckpunkte des in den Integrationsplänen zum Ausdruck kommenden Diversity-Management-Paradigmas ist ein Verständnis von Vielfalt als natio-ethno-kultureller Vielfalt, die durch Einwanderung entsteht. (siehe Seite 22)

An einer solchen Vorstellung von Diversität hat Roosevelt Thomas, einer der Pioniere der Weiterentwicklung des „Diversity Managements“, bereits entschiedene Kritik

²⁰ Thomas / Ely sprechen von einer „Discrimination-and-Fairness Perspective“, einer „Access-and-Legitimacy Perspective“ und einer „Integration-and-Learning Perspective“. (vgl. Thomas / Ely 1996; vgl. Fick 2007: 8ff.) Einen umfassenden Überblick zu Theorie und Praxis des Diversity Managements in Deutschland bietet Patrick Ficks Diplomarbeit von 2007. (vgl. Fick 2007)

geäußert: Es werde davon ausgegangen, es gebe „die »Einen«, die »Normalen«“ und „dann noch die »anderen«, – die, die sich [...] unterscheiden. In dieser traditionellen Sichtweise werden nur die »anderen« als Diversity gesehen“ (Roosevelt Thomas zit. nach Terkessidis 2010: 139). „Diversity Management“-Ansätze, die auf einem solchen Diversitätsbegriff aufbauen, laufen Gefahr, die „Idee von »Problemgruppen«, die man integrieren muss“ (Terkessidis 2010: 138f.), zu reproduzieren, „die »Norm« in der Organisation unangetastet [zu lassen]“ (ebd.: 138) und unter Diversity-Programmen „kompensatorische Maßnahmen im Hinblick auf bestimmte Gruppen“ (ebd.: 139) zu verstehen, bzw. „Gleichstellung als Anpassung [misszuverstehen]“ (ebd.: 138).

Hinsichtlich der Motive für die „interkulturelle Öffnung“ stehen die Integrationspläne in der Tradition einer mit ökonomischer Nützlichkeit argumentierenden Version des „Diversity Managements“. Sie offenbaren eine Perspektive auf die „interkulturelle Öffnung“ als „Erfolgsfaktor“ (NIP: 132), bzw. auf „Vielfalt“ als „Pluspunkt [...] zur Leistungssteigerung“ (NAPI: 360). Die „kulturelle Vielfalt“ der Mitarbeiter_innen wird als Schlüssel zum ebenso „kulturell vielfältigen“ Markt angesehen. In Bezug auf die Personalpolitik in der Kulturverwaltung heißt es in diesem Sinne:

Die Bundesregierung wird im Rahmen des Möglichen bei der Besetzung von Führungspositionen im Personalbereich und bei der Zusammensetzung von Gremien, Kuratorien, Jurys in ihrem Verantwortungsbereich für eine angemessene Berücksichtigung von Menschen mit Migrationshintergrund Sorge tragen (NIP: 135).

Damit wird die Erwartung verknüpft, dass „Menschen mit Migrationshintergrund“ „eine wichtige Vermittlerrolle spielen [können]“ (ebd.).

In einer solchen Variante des „Diversity Managements“ werden die Mitarbeiter_innen jedoch tendenziell auf die ihnen zugeschriebenen essentialisierten Rollen festgelegt: „Der Kollege aus dem Fernen Osten muss seine »typisch asiatische Sichtweise« äußern [...] Frauen sollen einen »typisch weiblichen Zugang« zu dem Problem erarbeiten“ (Matthias Horx zit. nach Terkessidis 2010: 135f.). Außerdem geht damit die zu hinterfragende Praxis einher, Mitarbeiter_innen „Aufgaben oder Positionen [...] nicht aufgrund ihrer Qualifikationen [...] sondern auf Basis ihrer (unterstellten) Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe“ anzuvertrauen (Fick 2007: 9).

Programm – „Migrantenkulturen“

„Zu selten sind Migrantinnen und Migranten fest verankerter Teil des Kulturbetriebs. Sie sind im Kulturleben unterrepräsentiert – [...] auch »auf der Bühne« eigener künstlerischer Aktivitäten.“ (NIP: 132) Die Konsequenz, die daraus gezogen wird, ist die Aufforderung, „»Migrantenkulturen« in die Programme der klassischen, etablierten Kultureinrichtungen“ einzubeziehen. (NIP: 133) Denn so werde „[d]ie Anerkennung der »Migrantenkulturen« [...] gestärkt, umgekehrt erhalten Kultureinrichtungen neue, kreative Impulse.“ (NIP: 133)

Was mit dem in Anführungszeichen gesetzten Begriff der „Migrantenkulturen“ gemeint ist, wird allerdings nicht näher bestimmt. Es bleibt offen, ob damit beispielsweise das Schaffen von Künstler_innen mit „Migrationshintergrund“ oder folkloristische Darbietungen gemeint sind. In beiden Fällen verweist die Bezeichnung auf das Pendant einer „Mehrheitskultur“ und suggeriert, dass es sich bei den „Migrantenkulturen“ um klar davon abzugrenzende Bereiche handele.

Weiters werden im NIP unter dem Stichwort der interkulturellen Öffnung dezidiert „Migranten-Kulturvereine“ angesprochen, die sich „gegenüber der deutschen Gesellschaft mehr öffnen“ sollen (NIP: 132).

Publikum – „Migrant_innen“ als Zielgruppe

Im Bereich der Öffentlichkeitsarbeit besteht aus Sicht der Politik aus ökonomischen Überlegungen Handlungsbedarf für Kulturinstitutionen: Der NIP bezieht sich auf die sogenannte „Kulturbarometer-Studie“ des Zentrums für Kulturforschung von 2005, die festgestellt habe, „dass junge Menschen mit dem Angebot der etablierten Kultureinrichtungen kaum mehr erreicht werden“ (NIP: 132). Angesetzt wird also zunächst bei der mangelnden Teilnahme „junger Menschen“ am hochkulturellen Geschehen. Im weiteren Verlauf der Textpassage geht es allerdings um „junge Menschen mit Migrationshintergrund“ (ebd.). Sie seien „das potenzielle Publikum von morgen, das es zu gewinnen gilt, weil die Generierung neuer und nachwachsender Nachfrage eine Zukunftsaufgabe für die klassischen Kultureinrichtungen ist“ (ebd.). Es wird für notwendig erachtet, „Migranten als eigene Zielgruppe“ gesondert anzusprechen

(ebd.: 132). Darauf, wie dies konkret aussehen könnte, wird an dieser Stelle nicht näher eingegangen. An anderer Stelle wird jedoch, wie bereits aufgezeigt, deutlich gemacht, dass vor allem in der „kulturellen Integration“ der „Migrant_innen“ ein Mittel gesehen wird, sie als Publikum von Kulturinstitutionen zu gewinnen.

3.1.6 Maßnahmen zur Förderung des „Interkulturellen Dialogs“

Abseits der drei „Aktionsfelder“ „Programm, Personal und Publikum“ (NAPI: 361) definieren die Integrationspläne als weitere Aufgabe, die sich aus der „kulturellen Vielfalt“ ergebe und die „in ganz besonderem Maße [...] die kulturellen Institutionen [betreffe]“, „die Förderung eines partnerschaftlichen Dialogs der Aufnahmegesellschaft mit Menschen, deren ethnische, religiöse oder kulturelle Wurzeln außerhalb Deutschlands liegen“ (NAPI: 359f.). „Die Kultureinrichtungen sollten den *interkulturellen Dialog* als eine Schwerpunktaufgabe begreifen“ (NIP: 133), so der Vorschlag der Politik.

Vorschläge zu konkreten Maßnahmen in dieser Richtung werden in den Integrationsplänen nicht ausgeführt. Es heißt lediglich „[d]ie Einbeziehung der »Migrantenkulturen« in die Programme der klassischen, etablierten Kultureinrichtungen spielt dabei eine wichtige Rolle.“ (NIP: 133) Darüberhinaus sei die Qualifizierung der Mitarbeiter_innen in „interkultureller Kompetenz“²¹ Voraussetzung, „[u]m die neuen Herausforderungen bewältigen zu können“ (ebd.). Interkulturelle Kompetenz wird hier als besondere „Fähigkeit“ definiert, die es erst ermöglicht, „sich mit Angehörigen

²¹ Über „interkulturelle Kompetenz“ und „interkulturelle Kommunikation“ wird eine intensive Debatte geführt, an der sich verschiedenste Wissenschaftsdisziplinen, von der Sozialpsychologie bis hin zu den Wirtschaftswissenschaften, sowie Menschen aus verschiedensten Bereichen der Praxis, von Sozialarbeiter_innen bis zu Personalberater_innen beteiligen. Stefanie Rathje hat sich einen Überblick über den Wissenschaftsdiskurs im deutschsprachigen Raum verschafft, festgestellt, dass sich die Ansätze bereits in grundlegenden Fragen unterscheiden und vier elementare Streitpunkte herausgearbeitet: Konzepte der interkulturellen Kompetenz unterscheiden sich ihrer Einschätzung nach hinsichtlich des definierten Ziels und Anwendungsgebietes, des zugrundeliegenden Kulturbegriffs und der Frage, ob es sich mit interkultureller Kompetenz eher um eine „kulturspezifische“ oder eine „universelle Schlüsselkompetenz“ handelt. (vgl. Ratje 2006; hier Ratje 2006: 2f.) Die Wissenschaftler_innen Breidenbach und Nyíri haben den, mittlerweile zu einer lukrativen Industrie herangewachsenen Bereich interkultureller Kommunikationstrainings und interkultureller Managementberatung einer Analyse unterzogen und auf die problematischen Aspekte bestimmter Ausprägungen der Konzeptes hingewiesen. (vgl. Breidenbach / Nyíri 2001)

anderer kultureller Prägung angemessen auszutauschen“ (NAPI: 361). Dazu zähle eine „Sensibilisierung von Experten, Multiplikatoren und Vermittlern“ (ebd.: 362) als „auch Wissen über die Grundlagen unseres Gemeinwesens und spezifische Kenntnisse über unterschiedliche Traditionen“ (ebd.: 360). Ein solches Verständnis interkultureller Kompetenz reproduziert wiederum die Vorstellung von „Kulturen“ als einander entgegengesetzter, statischer, die Menschen determinierender Einheiten.

3.1.7 Zusammenfassung und kritische Betrachtung

Es wurde gezeigt, dass „[d]ie Realität der Zuwanderungsgesellschaft“ (NIP: 127) in den Integrationsplänen auch insofern als „kulturelle Herausforderung“ bezeichnet wird, als die durch Einwanderung entstehende natio-ethno-kulturelle Heterogenität der Gesellschaft den friedlichen Zusammenhalt derselben herausfordere.

In Bezug auf die Bedeutungsdimension der „kulturellen Herausforderung“ als Herausforderung für die Kultureinrichtungen geht es in den Integrationsplänen ganz zentral um den mangelnden Zugang von „Migrant_innen“ zu den Kultureinrichtungen. Dabei wird das Bild einer Gesellschaft skizziert, in der dieser vom Grad der „kulturellen Integration“ der „Migrant_innen“ abhängt. Insbesondere in der „kulturellen Bildung“ wird daher eine geeignete Maßnahme zur Beseitigung von Zugangsbarrieren gesehen. Kultureinrichtungen sollen sich auch selbst an der „kulturellen Bildung“ beteiligen und sich insofern auf das Ziel der „kulturellen Integration“ ausrichten.

Darüberhinaus sollen „[d]ie Kultureinrichtungen [...] mit ihrem Programmangebot, ihrer Öffentlichkeitsarbeit und Personalpolitik die interkulturelle Vielfalt vor Ort [repräsentieren]“ (NIP: 133). Im Rahmen von „Diversity Management“, der Einbeziehung von „Migrantenkulturen“ und „interkultureller Kommunikation“ werden „Menschen mit Migrationshintergrund“ dabei tendenziell auf die Idee einer statischen, eindeutigen natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeit festgelegt.

Die Integrationspläne arbeiten mit einer Unterscheidung zwischen den „Deutsche[n]“ (NIP: 127) oder den „Einheimischen“ (ebd.: 129) und den „Zuwanderer[n]“ (ebd.: 127), den „Migranten“ (ebd.: 132) oder den „Angehörige[n] anderer kultureller Prägung“ (NAPI: 360). Auf der Grundlage eines essentialistischen Kulturverständnisses wird die

Idee klarer Grenzziehungen zwischen den Bevölkerungsgruppen reproduziert, wobei die Pluralität der Gesellschaft von einer binären Unterscheidung zwischen dem „Wir“ und den „natio-ethno-kulturell Anderen“ überlagert wird.

Damit reproduzieren die Integrationspläne die binäre Spaltung der Gesellschaft entlang der Kategorie der natio-ethno-kulturellen Herkunft und die Nicht-Zugehörigkeit der „natio-ethno-kulturell-Anderen“. Verschiedene Autor_innen weisen darauf hin, dass gerade auch Forderungen, die „in ihrem Selbstverständnis auf gleichberechtigte Teilhabe drängen“ wie beispielsweise das politische Konzept des Multikulturalismus, in kontraproduktiver Weise „die Wiedereinübung der binären Codierung [verschärfen]“ (Eder / Rauer / Schmidtke 2004: 19):

In der Debatte um Multikulturalität [...] sind sich alle Beteiligten darin einig, daß es um das Verhältnis zwischen kulturell Fremdem und Eigenem geht; ob die Zuwanderer aus der Sicht der einen als trojanische Pferde die westliche Zivilisation bedrohen oder aus der Sicht der anderen als Zutaten zum postmodernen Potpourri willkommen geheißen werden (Wimmer 1996: 402).²²

Zudem zeichnen die Integrationspläne ein stereotypes Bild von den „Anderen“ als homogener, „eigene[r] Zielgruppe“ (NIP: 132). Sie befördern die Vorstellung von „Migrant_innen“ bzw. „Menschen mit Migrationshintergrund“ als Widerspenstige, die „sich einer Integration dauerhaft verweigern“ (ebd.: 13); als Faule, denen ein „Motivationsschub“ (NAPI: 9) verschafft werden müsse; als Bildungsferne, die weniger erfolgreich in Bildung und Ausbildung seien (NIP: 7; NAPI: 5) und „Sprachförderung“ (NIP: 129) benötigen²³, als Arbeitslose (ebd.: 7), als Menschen, die potenziell „die Grundregeln unseres Zusammenlebens nicht [akzeptieren]“ (ebd.: 12), von denen man „ein klares Bekenntnis zum Grundgesetz und den Verfassungen der Länder“, sowie „die Akzeptanz der in unserem Land geltenden Grundrechte und Grundwerte, insbesondere

²² Aus dem gleichen Grund werden beispielsweise die Begriffe „Ausländer-“ oder „Fremdenfeindlichkeit“ von einigen Autor_innen abgelehnt. Denn die Begriffe überwinden nicht die Logik des Phänomens, das sie kritisieren: Sie erklären „von Rassismus betroffene Personen zu »Ausländern« [bzw. »Fremden«] – und zwar unabhängig von ihrem Staatsbürgerstatus und Faktoren wie ihrer Identifikation mit der Bundesrepublik.“ (Kerner 2009: 127)

²³ Mecheril weist auf die problematischen Konnotationen des Begriffes der „Sprachförderung“ hin. Indem von Sprachförderung statt korrekter von „Deutschförderung“ die Rede ist, wird erstens der Eindruck erweckt, „Migrant_innen“ hätten grundsätzlich mangelhafte Sprachfähigkeiten. Zweitens wird Deutsch zur impliziten Norm erklärt, anderen Sprachen und Mehrsprachigkeit mit Ignoranz begegnet. (Mecheril 2010: 138)

Demokratie, Rechtsstaat, die Wahrung der Menschenwürde, Selbstbestimmung und die Gleichberechtigung von Frau und Mann“ (NIP: 24) extra einfordern müsse. Und es ist von „Armut“ (ebd.: 128), „gesellschaftlicher Abschottung“ (ebd.: 7) und „Rückzug in eigenethnische Strukturen“ (ebd.: 24) die Rede.

Es wird zwar darauf hingewiesen, dass es sich nur um „einige“, nur um „Teile der zugewanderten Bevölkerungsgruppen“ (ebd.: 12) handle, und darauf, dass es diejenigen gäbe, „die sich aktiv bei uns engagieren“ (NAPI: 9) und ihre Anwesenheit mit ihren Leistungen, konkret ihren „Integrationsleistungen“ (ebd.) legitimierten. Diese sprachlichen Einschränkungen tragen zwar zur Absicherung der Aussagen bei, verhindern allerdings nicht, dass dem/r Leser_in ein bestimmtes Bild von „den Fremden“ nahegelegt wird.

Aus postkolonialer Perspektive kann dieser Abgrenzungs- und Zuschreibungsprozess als „Othering“²⁴ konzeptualisiert werden. Die Praxis des Othering wird auch als „Herstellung des Anderen“ oder „Diskurs des Fremdmachens“ (Mecheril 2010: 42) bezeichnet. Die Gegenüberstellung von „Menschen mit Migrationshintergrund“ einerseits und „Einheimischen“ andererseits dient in der Theorie des Othering der Abgrenzung und Vergewisserung der eigenen kollektiven Identität. Denn über die Markierung und Beschreibung des „Anderen“ wird gleichzeitig das „Wir“ definiert und reproduziert. Jede Identitätsbildung ist auf ein Gegenüber angewiesen, das Selbstbild entsteht in Abgrenzung von einem Gegenüber als sein spiegelverkehrter Entwurf. (Terkessidis 2010: 115)²⁵ Dabei steht jedoch „die Gewissheit des Fremdbildes [...] in

²⁴ Othering ist ein zentrales Konzept der Postcolonial Studies, das von Gayatri C. Spivak geprägt wurde. (vgl. Spivak 1985) Als Ursprung der Theorie (und gleichzeitig als Gründungsdokument der Disziplin) gilt Edward Saids bereits 1978 erschienenes Werk „Orientalism“. Zunächst auf den Kolonialdiskurs bezogen hat sich die Theorie von ihrem Entstehungskontext gelöst und wird beispielsweise für die Analyse von migrationspolitischen Diskursen herangezogen. (vgl. Mecheril 2010)

²⁵ Projektion: Dabei haben Fremdbilder, so eine Erkenntnis der Psychoanalyse, häufig projektiven Charakter. Das bedeutet, dass Eigenschaften, die das Selbstbild stören, auf die „Anderen“ projiziert werden. Dem „Fremden“ werden „die negativen [Attribute zugeordnet] wie Gewalt, Schmutz und Chaos.“ (Rommelspacher 2002: 10) Die „Fremdheitskonstruktion dient dazu, das Selbst abzusichern, indem im Bild des Fremden all das angesammelt wird, was für das Ich bedrohlich erscheint.“ Das Fremdbild kann daher als „ein Produkt der Projektionen eigener verdrängter Impulse“ (ebd.) verstanden werden, während das „Wir“ hingegen „beruhigend unambivalent, ohne grundlegende Spannungen erscheint und darin eine sichere Gemeinschaft symbolisiert.“ (Mecheril 2010: 42) Terkessidis illustriert diesen Mechanismus folgendermaßen: „Weil »sie« angeblich so traditionell sind, können »wir« uns als modern begreifen; weil bei »ihnen« das Patriarchat herrscht, leben »wir« im Paradies der Geschlechtergleichheit; weil »sie« kriminell und gewalttätig erscheinen, können »wir«

einem eigenartigen Kontrast zur Unbekanntheit des Fremden“ (Rommelspacher 2002: 10). Denn es handelt sich um einen Zuschreibungsprozess: Eine Fremdgruppe wird als solche konstruiert, und es werden ihr bestimmte Eigenschaften zugeschrieben.

Berücksichtigt man darüberhinaus die Ergebnisse der sozialwissenschaftlichen Forschung, ist die Fokussierung der Integrationspläne auf die vermeintlich mangelnde Kulturnutzung von „Migrant_innen“ durchaus kritisch zu betrachten. Im Jahr 2008 wurde vom Heidelberger Sozialforschungsinstitut Sinus-Sociovision eine Studie zu den „Milieus der Menschen mit Migrationshintergrund in Deutschland“ durchgeführt (Sinus Sociovision 2008). Mit den „Sinus Milieus“ hat das Institut ein Modell der sozialwissenschaftlichen Forschung entwickelt, das die Bevölkerung nicht auf ihre demografischen Eigenschaften beschränkt, sondern ihre Lebensauffassungen, ihren Lebensstil und ihre soziale Lage berücksichtigt. Die Gesellschaft soll in „Gleichgesinnte“ eingeteilt werden. Gruppiert wird nach den jeweiligen „grundlegenden Wertorientierungen“ sowie der „Einstellung zu Arbeit, Familie, Freizeit, Geld oder Konsum“. Sinus-Milieu-Studien liegen für 18 Staaten vor. Mit der deutschen Studie wurden zum ersten Mal die „Milieus der Menschen mit Migrationshintergrund“ gesondert untersucht. (Sinus)

Ergebnis der Sinus-Untersuchung ist, dass die Menschen, von denen gemeinhin unterschiedslos als „Migrant_innen“ die Rede ist, sich in vieler Hinsicht enorm voneinander unterscheiden.²⁶ Es wurden acht Milieus identifiziert und beschrieben (Sinus Sociovision 2008: 5). „Die Erkenntnis, dass deren Wertorientierungen, Lebensstile und soziale Lagen ebenso voneinander abweichen, wie die der einheimischen Bevölkerung, ist dabei so einleuchtend wie erhellend.“ (Belwe 2009: 2) Dabei zeigen die Milieus nicht nur, dass die Container-Begriffe „Migrant_innen“ oder „Menschen mit Migrationshintergrund“ undifferenziert und daher nicht aussagekräftig

uns als zivilisiert sehen“ (Terkessidis 2010: 115)

Exotismus: Fremdbilder können durchaus auch mit vermeintlich positiven Zuschreibungen einhergehen. Dass romantisierende, mystifizierende, häufig auch sexualisierende Assoziationen allerdings ebenso als Projektionen verstanden werden können, und inwiefern die vermeintlich „harmlose Faszination für das »Fremde«“ (Danielzik / Bendix 2010) eine Spielart rassistischer Denk- und Handlungsmuster ist, wird vom Konzept des Exotismus beschrieben. (vgl. Danielzik / Bendix 2010; vgl. Markom / Weinhäupl 2007)

²⁶ Die Unterschiede zwischen den Wertorientierungen von „Menschen mit Migrationshintergrund“ sind sogar extremer als bei den „Menschen ohne Migrationshintergrund“ (Sinus Sociovision 2008: 3).

sind, sondern auch, dass eine Einteilung nach natio-ethno-kultureller Herkunft keine verwertbaren Zielgruppendefinitionen liefert:

Menschen des gleichen Milieus mit unterschiedlichem Migrationshintergrund [auf die natio-ethno-kulturelle Herkunft bezogen] verbindet mehr miteinander als mit dem Rest ihrer Landsleute aus anderen Milieus. (Der Ministerpräsident des Landes Nordrhein-Westfalen 2010: 11)

Andererseits wird es auch deshalb der Realität „nicht gerecht, diese Menschen weiterhin als »besondere« Gruppe in unserer Gesellschaft zu betrachten“ (Wippermann / Flaig 2009: 5), als sich keine markanten Unterschiede zwischen Menschen mit und ohne „Migrationshintergrund“ identifizieren lassen. Die „Migranten-“ und „Nicht-Migranten-Milieus“ in Deutschland weisen große Ähnlichkeiten auf (Der Ministerpräsident des Landes Nordrhein-Westfalen 2010: 16). Es zeigt sich: „Menschen mit Migrationshintergrund sind weder alle gleich noch überraschend anders“ (ebd.: 15).

Hinsichtlich der Frage der „Integration“, hier verstanden als Teilhabe an allen gesellschaftlichen Teilbereichen, stellen die Soziologen Wippermann und Flaig fest: „Die Integration der Menschen mit Migrationshintergrund unterscheidet sich bei mindestens 80% nicht von jener der autochtonen deutschen Bevölkerung.“ (Wippermann / Flaig 2009: 10) Und sie geben zu bedenken: „Wie sehr sind deutsche Rechtsradikale, Mallorca-Ballermänner, Hedonisten, Hochadelige oder Finanzmanager integriert?“ (ebd.) Die Tendenz „Menschen mit Migrationshintergrund“ als Problemgruppe wahrzunehmen, beschreiben sie als pauschalisierenden, stigmatisierenden Irrtum (ebd.: 4). „Die den verbreiteten Negativ-Klischees entsprechenden Teilgruppen gibt es zwar [...] [a]ber es sind sowohl soziodemografisch als auch soziokulturell marginale Randgruppen.“ (ebd.: 11)

Hinsichtlich der Wahrnehmung von Kunst- und Kulturangeboten von „Menschen mit Migrationshintergrund“ gilt dementsprechend auch, was für die gesamte Bevölkerung gilt: Maßgeblich für das Interesse am kulturellen Geschehen ist die soziale Herkunft.

Verschiedene Studien haben darauf hingewiesen, dass die Präferenzen in der Nutzung von Kulturangeboten signifikant vom Bildungshintergrund und dem sozialen Herkunftsmilieu bestimmt werden, jedoch nicht durch die Frage des Migrationshintergrundes. (Deuser 2012: 22)

[D]ie Ursachen für die nach wie vor ungleich verteilten Bildungschancen werden heute vielfach in der Einwanderung lokalisiert, dahinter steht jedoch oft nur ein soziales Gefälle, das durch den Migrantenstatus lediglich überlagert wird. Die gut ausgebildeten Zuwanderer benutzen unsere Kultureinrichtungen genauso, wie es die gutausgebildete „indigene“ Bevölkerung tut. (Gerchow 2012: 56)

„Menschen mit Migrationshintergrund“ zur Zielgruppe zu erklären, ist aus dieser Perspektive nicht gewinnbringend. „Die einen kommen sowieso schon und die anderen werden durch die soziale Exklusivität des Museums nach wie vor davon abgehalten.“ (Deuser 2012: 22)

Die Integrationspläne tendieren somit zu einer Kulturalisierung des sozialen Problems mangelnder Kulturnutzung.

Der Ethnologe Wolfgang Kaschuba beschreibt das Phänomen der Kulturalisierung als allgemeine Tendenz: In die öffentliche, politische, wie auch wissenschaftliche Debatte habe ein „Kulturjargon“ (Kaschuba 1995: 83) Einzug gehalten: „»Soziale Ungleichheit« wird zunehmend umdefiniert und reduziert auf Befunde wie »Modernitätsrückstand«, »kulturelle Differenz«“ (Kaschuba 1995: 83). Soziale Problemlagen werden mit dem Verweis auf „Kultur“ erklärt nach dem Muster: „Sie können (individuell) nichts dafür, wenn sie sich in Deutschland nicht »integrieren« und wenn ihre Kinder in der Schule scheitern – es liegt eben an ihrer Kultur.“ (Sökefeld 2004: 22f.) Insofern meint Kulturalisierung das „»Verschwinden des Sozialen im gesellschaftlichen Diskurs«“ (Kaschuba 1995: 82). Mit einer solchen „Umetikettierung“ geht nicht nur eine analytisch problematische Komplexitätsreduktion einher. Die Verhältnisse als kulturell begründet anzusehen, führt auch dazu, sie „zu deskandalisieren und zu legitimieren“, zu naturalisieren und zu depolitisieren (Eder / Rauer / Schmidtke 2004: 19). Mit einer Kulturalisierung der mangelnden Kulturnutzung gerät nicht nur die sozio-ökonomische, sondern auch die strukturelle Dimension des Problems aus dem Blick.

Während die Integrationspläne in der medialen Rezeption anfangs tendenziell als symbolischer Akt begrüßt wurden, wurden vor allem seit dem fünften Integrations-

gipfel, auf dem der Nationale Aktionsplan verabschiedet wurde, öffentlich kritische Stimmen laut. „Der Integrationsgipfel war vor einigen Jahren ein wichtiges Signal. Mittlerweile aber ist dieses Symbol verblasst“, so die stellvertretende Bundesvorsitzende der SPD Aydan Özoguz (Aydan Özoguz zit. nach SWR International 2012). Mehmet Kilic, bis 2013 Bundestagsabgeordneter und Sprecher für Migrations- und Integrationspolitik der Grünen bezeichnete die Integrationsgipfel im April 2012 als „symbolische Kaffekränzchen“ (Kilic 2012).

Die zentralen Punkte der Kritik sind erstens die mangelnde Verbindlichkeit der Maßnahmen. Daran habe auch die Ausformulierung von Ziel- und Zeitvorgaben im NAPI, mangels eines unabhängigen Monitorings und Sanktionen, nichts geändert. (vgl. Schönwälder o.J.; Kooperationsverbund Jugendsozialarbeit 2008: 6; Kilic 2012)

Zweitens betrifft die Kritik den Umgang mit dem Integrationsbegriff in den Integrationsplänen. Zum einen wird die mangelnde Definition des Begriffs beklagt (Kooperationsverbund Jugendsozialarbeit 2008: 7), zum anderen die Tatsache, dass eine „assimilationistische Zielsetzung“ vorgetragen werde (Schönwälder o.J.). Kritik an der Verwendung des Begriffs des/der Migranten/in wurde vom Vize-Vorsitzenden der Alevitischen Gemeinde Deutschlands, Ali Ertan Toprak geäußert: „Migranten würden sich als Teil der Gesellschaft sehen und als Deutsche fühlen. Deshalb sei das Wort eigentlich falsch.“ (vgl. Zeit Online 2012)

Besonders heftig wurde drittens kritisiert, dass rechtliche Fragen in den Integrationsplänen nicht nur bewusst gänzlich ausgespart blieben (vgl. Kilic 2012; Kooperationsverbund Jugendsozialarbeit 2008: 7), sondern „die symbolische Politik pro Zugehörigkeit“ der Integrationspläne durch Verschärfungen im Zuwanderungsgesetz konterkariert werde (Schönwälder o.J.). Damit bezieht sich die Kritik auf die Neuregelung des Zuwanderungsgesetzes, die 2007 kurz vor dem zweiten Integrationsgipfel verabschiedet wurde.²⁷ Katrin Göring-Eckart von den Grünen thematisierte die Frage doppelter Staatsbürgerschaft, der Deutsche Caritasverband sprach dringend notwendige Änderungen im Asylrecht an (vgl. SWR International

²⁷ Daraufhin zogen damals drei Migrant_innenorganisationen – die Föderation Türkischer Elternvereine in Deutschland (FÖTED), die Türkische Gemeinde in Deutschland und die Türkisch-Islamische Union der Anstalt für Religion (DITIB) ihre Zusage zurück, am Integrationsgipfel teilzunehmen. (vgl. Frankfurter Allgemeine Zeitung 2007; Engler, Marcus / Hummitzsch, Thomas 2007)

2012) und von den Linken-Vorstandsmitgliedern Ali Al Dailami und Katina Schubert wurden ebenfalls Reformen des Staatsbürgerschaftsrechts sowie des Wahlrechts gefordert (vgl. Zeit-Online 2012).

Viertens wurde beispielsweise von Mehmet Kilic sowie von der Politikwissenschaftlerin Karen Schönwälder bemängelt, dass Fragen der Gleichbehandlung bzw. umgekehrt der Diskriminierung und des Rassismus in den Integrationsplänen nicht beleuchtet würden (vgl. Schönwälder o.J.; Kilic 2012). Ali Al Dailami und Katina Schubert forderten in diesem Sinne einen „Aktionsplan gegen Rassismus“ (Zeit Online 2012).

Im nächsten Kapitel werden zwei Beiträge zur Frage der Gestaltung der Kultureinrichtungen in der Migrationsgesellschaft betrachtet, welche (ohne explizit auf die Integrationspläne Bezug zu nehmen) je einen in dieser kritischen Betrachtung der Integrationspläne aufgeworfenen Aspekt zum Ausgangspunkt ihrer Überlegungen machen:

Zum einen wird mit dem Interkulturellen Audience Development ein Zugang in den Blick genommen, der an die Ergebnisse der Sinus-Studien anknüpft und dafür plädiert, im Kontext der Debatten um Migration die soziale Exklusivität der klassischen Kulturinstitutionen verstärkt in den Blick zu nehmen.

Zum anderen wird die Herangehensweise des Migrationsforschers und Journalisten Mark Terkessidis dargestellt, der von der Forderung nach Gleichbehandlung ausgeht und den institutionellen Rassismus gegenüber als „Migrant_innen“ wahrgenommenen Menschen im Kulturbereich zum zentralen Thema macht.

3.2 Der Ansatz des Interkulturellen Audience Developments

Ausgehend von der Diskussion über den vermeintlich mangelnden Zugang von „Migrant_innen“ zu den Kultureinrichtungen in Deutschland und wissenschaftlichen Untersuchungen, welche diese Annahme relativieren²⁸, hat im Jahr 2013 das Konzept

²⁸ Siehe beispielsweise die erwähnte Sinus Studie aus dem Jahr 2008 oder auch das „1. InterKultur-Barometer“, das 2011 vom Zentrum für Kulturforschung durchgeführt wurde und den Einfluss des Faktors Migration auf Kunst und Kultur in Deutschland untersuchte (vgl. InterKulturBarometer).

des Interkulturellen Audience Developments Eingang in die kulturpolitische Debatte gefunden. Als Wegbereiter dieses Ansatzes kann das nordrhein-westfälische Modellprojekt „Interkulturelles Audience Development“ gelten, das 2012 durchgeführt wurde. Birgit Mandel, Professorin für Kulturmanagement und Kulturvermittlung am Institut für Kulturpolitik der Universität Hildesheim, war maßgeblich an der Entwicklung und wissenschaftlichen Begleitung des Projekts beteiligt und hat die theoretischen Begründungen und Ergebnisse des Modellprojekts in einer wegweisenden Publikation zum Interkulturellen Audience Development zusammengefasst (vgl. Mandel 2013). Grundlage dieses im Entstehen begriffenen Ansatzes ist es, nicht „Menschen mit Migrationshintergrund“ als für Kultureinrichtungen zu gewinnende Zielgruppe in den Blick zu nehmen, sondern von der sozialen Exklusivität des Museums auszugehen:

Die derzeitige Diskussion, wie die öffentlich geförderten Kultureinrichtungen attraktiver für Menschen mit sogenanntem Migrationshintergrund werden könnten, greift zu kurz. Für den öffentlichen Kultursektor stellt sich die grundsätzlichere Frage, wie er relevant und bereichernd für vielfältige Bevölkerungsgruppen über die bildungsbürgerlichen Milieus hinaus werden kann. (Mandel 2013b: 242)

Die Trennlinie zwischen Nutzern und Nichtnutzern öffentlicher Kultureinrichtungen verläuft derzeit weniger zwischen Menschen mit oder ohne Migrationhintergrund als vielmehr zwischen Menschen mit hoher bzw. niedriger Bildung und den damit verbundenen sozialen Milieus. (Mandel 2013b: 231)

Die Herausforderung eines interkulturellen Audience Developments besteht weniger darin, Menschen mit „Migrationsgeschichte“ als Publikum zu gewinnen, sondern [...] bildungs- und damit kulturferne Menschen – gleich welcher Herkunft – zu erreichen. (Schmitt / Harting 2013: 9)

Hinsichtlich der Generierung neuen Publikums wird die Aufmerksamkeit beim Interkulturellen Audience Development also statt auf „Menschen mit Migrationsgeschichte“ auf bildungsferne Milieus gerichtet. Allerdings wäre es zu kurz gegriffen, unter Interkulturellem Audience Development ein Maßnahmenbündel für diese Zielgruppe zu verstehen. Das eigentliche Anliegen hinter dem Interkulturellen Audience Development ist, „ein diverses Publikum zu erreichen“ (Mandel 2013b: 97), „statt nur für ein kleines, mehrheitlich älteres, weibliches und nicht zuletzt tendenziell schrumpfendes Stammpublikum mit hohem Bildungsstandard attraktiv zu sein (Mandel 2013b: 292; Mandel 2013a: 11). Die Frage, die sich Museen und andere Kultureinrichtungen in der Migrationsgesellschaft daher stellen müssten, lautet dementsprechend ganz allgemein:

Wie kann es ihnen gelingen, Menschen unterschiedlicher Bildung, unterschiedlichen Alters, unterschiedlicher sozialer Herkunft, Menschen mit und ohne Migrationserfahrung zu erreichen, um repräsentativer für die sich immer weiter diversifizierende Gesellschaft zu werden? (Mandel 2013a: 11f.)

Kennzeichen des Interkulturellen Audience Developments, wodurch es sich auch vom allgemeinen Audience Development unterscheidet, ist die Überzeugung, dass ein „Maßnahmenkatalog in Marketing, PR und Vermittlung“ (Mandel 2013a: 13) dazu nicht ausreichen würde:

Zentral ist die Frage, wie wir unser öffentlich finanziertes Kulturleben umgestalten können angesichts einer sich stark verändernden, sich diversifizierenden Gesellschaft. Naheliegender wäre tatsächlich die Marketingperspektive, also: Wie gelingt es Kultureinrichtungen, neues und anderes Publikum zu gewinnen, da die Stammklientel, das klassische Bildungsbürgertum, schwindet. Was dazu führen könnte, dass die hohen öffentlichen Ausgaben für Kultur, allen voran Theater und Opern, zukünftig schwerer zu legitimieren sind. Aber ein solcher Ansatz greift zu kurz. Viel wichtiger ist, die Veränderungen in der Gesellschaft zu nutzen, um Formate und Programme, ja: den Kulturbetrieb insgesamt zu verändern. (Birgit Mandel zit. nach Klahn 2013)

In einem interkulturellen Audience Development geht es [...] nicht nur darum, mehr und neues Publikum, [...] zu gewinnen, sondern auch um interkulturelle Veränderungsprozesse von Kultureinrichtungen mit dem Ziel, diese zu Gemeinschaft stiftenden Treffpunkten und spielerischen (Aus-)Handlungsfeldern für vielfältige Gruppen einer Gesellschaft zu machen. (Mandel 2013a: 15)

In dem erwähnten nordrhein-westfälischen Modellprojekt wurde erstmals versucht, vor diesem theoretischen Hintergrund konkrete Strategien für die Praxis zu entwickeln. Eine Durchsicht der erprobten Maßnahmen (vgl. Mandel 2013c) zeigt, dass partizipative Formate als besonders vielversprechend gelten. „Am spannendsten und letztlich auch erfolgreichsten“ sei es, „bewusst partizipativ zu arbeiten“ (Mandel 2013c: 152). Partizipation sei der Schlüssel, „um ein vielfältiges, breites Publikum zu gewinnen“ (ebd.: 153), denn interessanterweise hätten „sowohl Menschen mit populären Kulturinteressen als auch das Stammpublikum großes Interesse an solchen Programmen“ (ebd.: 152).

In Kapitel sechs werden partizipative Strategien des Sammelns und Ausstellens ausführlich behandelt, weshalb ich an dieser Stelle zum nächsten Kapitel übergehe, in dem ebenfalls eine kulturalisierende Perspektive auf die Kulturnutzung der „Migrant_innen“ entschieden verworfen wird. Allerdings nicht, indem – wie beim Interkulturellen Audience Development – eine Neuausrichtung auf die soziale

Dimension mangelnder Einbindung stattfindet, sondern, indem nach den strukturellen Diskriminierungen von als „Migrant_innen“ wahrgenommenen Menschen im Kulturbereich gefragt wird.

3.3 Das Programm „Interkultur“

Der Migrationsforscher und Journalist Mark Terkessidis hat 2010 in dem Buch „Interkultur“ sein gleichnamiges Programm für die Umgestaltung der Institutionen in der Migrationsgesellschaft vorgestellt. Interessant an Terkessidis Herangehensweise ist, dass er die von der Politik vernachlässigte Forderung nach Gleichbehandlung von Menschen mit und ohne „Migrationshintergrund“ zum Ausgangspunkt macht und institutionellen Rassismus im Kulturbereich thematisiert. Seine Überlegungen finden in der Debatte um die Gestaltung der Museen in der Migrationsgesellschaft durchaus Gehör, so war er beispielsweise als Vortragender auf der Jahrestagung des Museumsbunds 2012 „Alle Welt im Museum? Museen in der pluralen Gesellschaft“ vertreten. Auch Birgit Mandel nimmt in ihrer Publikation zum Interkulturellen Audience Development auf ihn Bezug (vgl. Mandel 2013c: 157), ebenso wie die Politikwissenschaftlerin Patricia Deuser (vgl. Deuser 2012: 4), die 2012 im Auftrag des Deutschen Museumsbunds eine Studie zum „aktuellen Stand der Auseinandersetzung mit den Themen Migration und kultureller Vielfalt in deutschen Museen“ erarbeitet hat (vgl. Deuser 2012).

3.3.1 Institutioneller Rassismus

Terkessidis sieht den Zweck von Politik darin, dafür zu sorgen

dass der Staat seine ureigenste Aufgabe wahrnimmt, und die besteht darin, allen Personen gleiche Zugangschancen zu den Ressourcen zu verschaffen, die der Staat direkt oder indirekt zur Verfügung stellt (ebd.: 95).

Das Ziel der Chancengleichheit steht für ihn im Kontext der Frage nach demokratischer Legitimation. Vor allem aber geht es ihm darum, dem Einzelnen zu ermöglichen, sein Potenzial ungehindert auszuschöpfen (ebd.: 139).

Seiner Einschätzung nach kommt es allerdings in den Institutionen Deutschlands im Moment zu einer strukturellen Ungleichbehandlung von „Migrant_innen“, wodurch diesen die gleichberechtigte Teilhabe an den Kultureinrichtungen versagt und die „Spaltung innerhalb *einer* [der deutschen] Bevölkerung“ (ebd.: 87) institutionell perpetuiert werde.

Terkessidis fordert entgegen der Tendenz zur Kulturalisierung dazu auf, nach diesen „Routinen [...], die dafür sorgen, dass bestimmte Personengruppen wie selbstverständlich ausgeschlossen werden“ (Terkessidis 2010: 94), zu fragen. Für diese „Routinen“ wählt er die Bezeichnung des „institutionellen Rassismus“.²⁹

Damit folgt er einem Verständnis von Exklusion als Ergebnis struktureller Ungleichheiten, wie es die Politikwissenschaftler_innen Ilker Ataç und Sieglinde Rosenberger für die Migrationsforschung propagieren³⁰:

Ataç und Rosenberger sehen im Konzept der Exklusion ein analytisches Werkzeug, das dazu dient, den Blick auf die „Mechanismen, Prozesse[.] [...] Diskurse[.], Institutionen und Akteure[.]“ (Ataç / Rosenberger 2013a: 11) der Herstellung von Exklusion – verstanden als mangelnde „Teilhabe an materiellen, politischen und kulturellen Ressourcen und Beziehungen“ (ebd.: 10) – zu richten. Statt auf „die Exkludierten“ gelte es den Fokus auf die „gesellschaftlichen Verhältnisse[.] und politischen Entscheidungen, die diese produzieren“ (Ataç / Rosenberger 2013a: 10) zu legen und so die „Logik zu erfassen, nach der die »drinnen« die »draußen« produzieren.“ (Castel

²⁹ Den Begriff des „Rassismus“ wählt Terkessidis bewusst. Zum einen werde es den individuellen Praxen nicht gerecht, sie als „Fremden-“ oder „Ausländerfeindlichkeit“ zu bezeichnen, denn es gehe weder um ausdrückliche Feindseligkeit, noch könne man die betroffenen Menschen als »Fremde« einstufen, noch gehe es pauschal und ausschließlich um Ausländer, also Menschen ohne deutsche Staatsangehörigkeit (Terkessidis 2010: 86).

Zum anderen führe die Reservierung des Rassismusbegriffes für die offen extremistischen Formen dazu, „Rassismus als eine Art Betriebsunfall“ (ebd.: 85), als „eine Ausnahmeerscheinung in einer gesellschaftlichen Praxis, in der demokratische Prinzipien der Fairness und Meritokratie die Regel sind“, wahrzunehmen (Gomolla 2010: 61). Und genau das hält Terkessidis für einen Trugschluss.

³⁰ In ihrem Buch „Politik der Inklusion und Exklusion“ (vgl. Ataç / Rosenberger 2013) versammeln Ataç und Rosenberger einige Beiträge, die zeigen, dass gerade Forschungen im Bereich von „Migration und Integration“ von einem solchen Konzept der Inklusion/Exklusion als „Denkkategorie“ (Ataç / Rosenberger 2013a: 10) profitieren können.

2008: 73).³¹ Dabei greife es zu kurz, „Exklusion“ als „Problem von Randgruppen“ zu betrachten. Ausgrenzungsprozesse beträfen die ganze Gesellschaft, denn sie stellten den „Zusammenhalt der Gesellschaft als ganzer“ (Castel 2008: 73) bzw. „die gesellschaftlichen Institutionen und die Legitimität von politischen Entscheidungen in Frage“ (Rainer Bauböck 2010 zit. nach Ataç / Rosenberger 2013a: 9). Sich mit Exklusionsprozessen zu befassen, sei daher kein Nischenthema, sondern in einem demokratischen System unerlässlich. Dabei könne

[d]as gemeinsame Ziel eines „Kampfes gegen soziale Exklusion“ [...] nicht die „Wiedereingliederung“ von Individuen in ausgrenzende Verhältnisse sein. Das Ziel muss vielmehr die Überwindung solcher Verhältnisse sein. (Kronauer 2013: 23)

Terkessidis befasst sich mit den routinemäßigen also strukturellen Ungleichbehandlungen von „Migrant_innen“ in „staatliche[n] und durch staatliche Gelder finanzierte[n] Institutionen“ (ebd.: 8) im Allgemeinen. Kulturinstitutionen interessieren ihn allerdings im Speziellen, da er sie als Feld begreift, „auf dem traditionell das Selbstverständnis einer Gesellschaft verhandelt wird.“ (ebd.: 172)

In Bezug auf den Kulturbereich und das Museum, diagnostiziert er, dass „Menschen mit Migrationshintergrund“ weder als Kulturproduzenten noch – Kulturkonsumenten ernstgenommen würden (ebd.: 174).

3.3.2 Kulturinstitutionen und ihre Routinen des Ausschlusses

Großbritanniens Kulturinstitutionen hätten, so Terkessidis, einen vorbildlichen Weg eingeschlagen, indem sie

die eigene hochkulturelle Arroganz verloren und damit begannen, alle Menschen als Kulturproduzenten und -konsumenten ernst zu nehmen und nicht länger eine Gruppe mit gewissen „natürlichen“ Voraussetzungen zu privilegieren. (Terkessidis 2010: 174)

In Museen und Theatern in Deutschland werde hingegen „ein bestimmter Typus bevorzugt [...]: mittelständisch, bildungsbürgerlich, einheimisch, nichtbehindert“ (ebd.: 184). Einen wichtigen Faktor stelle dabei die Kulturförderung dar. Während in der kommunalen Kulturförderung auch einzelne positiv zu bewertende Herangehensweisen

³¹ Im österreichischen Kontext wurden beispielsweise die Bedeutung von Aufenthaltstiteln (Ataç / Rosenberger 2013b), der Integrationsvereinbarung (Mourão Permoser 2013), des städtischen Sozialraumes (Reinprecht 2013), des Medien- (Meyer / Peintinger 2013), sowie des parlamentarischen Diskurses (König 2013) für Inklusions-/Exklusionsprozesse analysiert.

zu finden seien, hätten sich auf Bundesebene einer demokratischen Entwicklung der Migrationsgesellschaft hinderliche Strukturen etabliert:

In Deutschland werde viel Geld in die Förderung der „Kultur im engeren Sinne“ (ebd.: 172) – gemeint sind „Literatur, Kunst, Musik, Film oder Theater“ (ebd.) – investiert, was Terkessidis mit der Rolle dieser Medien im Prozess der „Erfindung der Nation“ (Anderson 1996) und ihrer alltäglichen Reproduktion³² in Zusammenhang bringt. In diesem Sinne sei das Feld der Kultur eben „ein Feld, auf dem traditionell das Selbstverständnis einer Gesellschaft verhandelt wird“ (ebd.). Diesem „Selbstverständnis“ entspreche es im Moment, „Menschen mit Migrationshintergrund“ als separate Gruppe in der Gesellschaft zu behandeln. Dies schlage sich beispielsweise in einem Sonderförderbereich für „interkulturelle Kunstprojekte“ nieder – einem Förderbereich, den Terkessidis polemisch kritisiert: „Es gibt einen Topf für »interkulturelle Kunstprojekte«. Doch was ist das eigentlich? Sollen hier all die Personen mit den komischen Namen ihre Anträge stellen?“ (ebd.: 181)

Tatsächlich werde oftmals die Kulturproduktion von „Migrant_innen“ in dieser Rubrik verhandelt, wodurch erstens ihr Sonderstatus „als Hinzugekommene, [...] [a]ls irgendwie nicht normal“ (ebd.: 179) reproduziert werde.

Zweitens gehe damit die Tendenz einher, Künstler_innen „mit Migrationshintergrund“ auf ihr „Migrant_in-Sein“ festzulegen, indem ihre Kunst immer im Kontext von „Migration und Integration“ gelesen werde. „Hierzulande nimmt man [...] oft an, Künstler mit Migrationshintergrund könnten nur über sich selbst sprechen“ (ebd.: 180). Eine solche Reduzierung bedeute überdies potentiell eine gewisse vorauseilende Geringschätzung ihrer Kunst.

Dass „Menschen mit Migrationshintergrund“ auch als Kulturkonsumenten nicht ohne Weiteres ernst genommen werden, zeige sich beispielsweise daran, dass das Anliegen, sie in den Kulturbereich einzubeziehen, oftmals mit der Erwartung verknüpft werde, so

³² Michael Billig zeigt in seinem Buch „Banal Nationalism“ (Billig 1995), dass Nationalismus – abseits seiner extremen Ausprägungen – als omnipräsente Ideologie zu verstehen ist, die sich in die Strukturen des alltäglichen Lebens eingeschrieben hat.

einen Beitrag zu „Integration“ oder „interkulturellem Dialog“ zu leisten. „[Kultur] [f]ür die »Randgruppen« stellt [...] offenbar eine Art Schmiermittel der Integration dar“ (ebd.: 180f.), so Terkessidis. Er spricht sich generell gegen ein solches „instrumentelles Kulturverständnis“ aus, dass Kunst mit enormen Ansprüchen versieht: „Sie soll Bildung vermitteln, Perspektive geben, den Dialog befördern und am Ende noch Fundamentalismus und Gewalt verhindern.“ (ebd.: 181) Vor allem aber geht eine solche Herangehensweise in seinen Augen an der eigentlichen Aufgabe, der Gewährleistung gleichberechtigten Zugangs, vorbei.

3.3.3 Der Umbau der Institutionen. Das Prinzip Barrierefreiheit

Die institutionellen Ursachen gesellschaftlicher Ungleichheiten in den Blick zu nehmen, wie Terkessidis es vorschlägt, zeigt umgekehrt die Ansatzpunkte für die Überwindung dieser Ungleichheiten auf: „In Deutschland wird oftmals versucht, die Bekämpfung von Diskriminierung [...] durch eine Veränderung des Bewusstseins zu erreichen“ (Terkessidis 2010: 131). Statt jedoch den Einzelnen und einzelne Vorfälle in den Blick zu nehmen, erklärt Terkessidis die Institutionen zum Ausgangspunkt langfristiger Veränderungsprozesse, „denn diese [...] können durch Politik und entsprechende Maßnahmen tatsächlich beeinflusst werden.“ (ebd.) Er sieht im „Umbau der Institutionen die entscheidende Aufgabe für die Zukunft“ (ebd.: 8) und ein „Werkzeug zur Durchsetzung von Gerechtigkeit und Chancengleichheit“ (ebd.: 135).

Terkessidis regt dazu an, sich dabei vom Prinzip der Barrierefreiheit leiten zu lassen. Ein Umbau der Institutionen solle auf „Antidiskriminierung oder, positiv gesprochen, die Erzeugung von Barrierefreiheit“ (Terkessidis 2010: 129f.) ausgerichtet sein.

Entliehen aus der Politik für Menschen mit Behinderung, lässt sich das Konzept als Metapher verstehen:

Es geht tatsächlich, aber eben auch im übertragenen Sinne darum, ein Gebäude so umzubauen, dass es nicht nur für die „Normalen“ gut funktioniert, die von vornherein die richtigen Voraussetzungen mitbringen, sondern für alle Bewohner oder Benutzer. (ebd.: 9)

Kern des Konzeptes ist es, davon auszugehen, dass es in der Gesellschaft nicht „Normbenutzer“ und „Sonderfälle“ gibt, „sondern dass Personen sich in allen

möglichen Beziehungen unterscheiden“ (ebd.: 113).

Zum einen distanziert sich Terkessidis damit von einer Polarisierung von „Menschen mit Migrationshintergrund“ einerseits und „den Deutschen“ andererseits. Er findet es vor dem Hintergrund der langen Einwanderungsgeschichte Deutschlands paradox, immer noch von einer „»aufnehmenden Gesellschaft«, in der »unsere Gesellschaftsordnung« gilt , und »den Migrantinnen und Migranten«“ (ebd.: 50) als einer Art „Sondergruppe“ zu sprechen. Es gäbe „längst ein neues »Wir«“ (ebd.) denn „im Hinblick auf die Herkunft sind die Bewohner deutscher Abstammung heute lediglich eine Gruppe unter vielen anderen und längst nicht mehr die Norm“ (ebd.: 17).

Zum anderen geht es ihm nicht nur darum, den hegemonialen Anspruch einer sich natio-ethno-kulturell definierenden Gruppe der „Deutschen“ zu relativieren, sondern den eigenen Überlegungen ein anderes Kultur- und Gesellschaftsverständnis zugrunde zu legen: Er hinterfragt die Tendenz, in der Migrationsgesellschaft automatisch von Differenzen, bzw. automatisch von einer klaren Differenzlinie zwischen Migrations-anderen und Nicht-„Migrant_innen“ auszugehen.

Das ist bei körperlichen Behinderungen der Fall, aber bei Personen mit Migrationshintergrund sind Differenzen oftmals auch zugeschrieben. (ebd.: 114) Unterschiede [an natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeit zu koppeln und somit] schlicht für gegeben zu halten, ist [...] ein Erbe [...] von Multikulturalismus (ebd.)

und sei nicht der richtige Ausgangspunkt für die Gestaltung der Migrationsgesellschaft.

„Viel fruchtbarer wäre es, die Vielheit auf den Straßen zum Ausgangspunkt zu nehmen für eine andere Idee der deutschen Bevölkerung“ (Terkessidis 2010: 8), wobei Vielheit „kein lästiges importiertes Problem [sei], sondern schlicht die Ausgangslage, die es zu gestalten gilt“ (Terkessidis 2010: 12), und die Herkunft nur eine von vielen Kategorien, durch die sich die Menschen in Deutschland voneinander unterscheiden.

Dieser Perspektivenwechsel bedeutet nicht, dass Terkessidis die reale Wirkungsmacht natio-ethno-kultureller Identitäten verleugnet:

Zweifelloos spielt Ethnizität heutzutage eine Rolle – Menschen identifizieren sich als Russen, Polen, oder Türken oder werden als solche gesehen; sie glauben ihre ethnische Zugehörigkeit transportiere bestimmte Eigenschaften, oder sie bekommen diese Eigenschaften wiederum von außen zugeschrieben (Terkessidis 2010: 118f.).

Allerdings sei eine Distanzierung davon, natio-ethno-kulturelle Differenzen zum Ausgangspunkt einer Politik für die Migrationsgesellschaft zu machen, wünschenswert:

Es wird Zeit, sich von alten Ideen wie Norm und Abweichung, Identität und Differenz, von Deutschsein und Fremdheit zu trennen und einen neuen Ansatzpunkt zu finden: die Vielheit, deren kleinste Einheit das Individuum als unangepasstes Wesen ist, als Bündel von Unterschieden. (ebd.: 125f.)

Terkessidis plädiert dafür als neues Ziel von Gesellschaftspolitik im Kontext von Migration zu definieren, „für dieses Individuum einen Rahmen [zu] schaffen, in dem Barrierefreiheit herrscht und es seine Möglichkeiten ausschöpfen kann“ (ebd.).

3.3.4 Das Programm „Interkultur“

Vor diesem Hintergrund konzipiert Terkessidis sein Programm Interkultur, als „Programm einer Politik, die Barrierefreiheit herstellen will“ (Terkessidis 2010: 130).

Sprachlich lehnt er sich mit dem Begriff „Interkultur“ bewusst an die etablierten Konzepte der „interkulturellen Öffnung / Kommunikation / Kompetenz“ an, die er als „Kontrahent[en]“ des Leitbildes „Integration“ versteht. „Die neue Politik muss postintegrativ sein, sie muss abheben auf eine interkulturelle Öffnung der Institutionen“ (ebd.: 74). Allerdings handelt es sich auch deshalb um das Programm einer *neuen* Politik, als sie sich nicht nur von den Homogenitätsvorstellungen des Integrationsparadigmas, sondern auch von den starren natio-ethno-kulturellen Zugehörigkeitsordnungen multikultureller Auslegungen des Ansatzes der interkulturellen Öffnung verabschieden will.

In meinem Verständnis von Interkultur geht es also nicht wie im Multikulturalismus um die Anerkennung von kulturellen Identitäten [...] oder das Zusammenleben der Kulturen, sondern das Ziel ist die Veränderung der charakteristischen Muster, die aktuell mit der Vielheit eben nicht mehr übereinstimmen (ebd.: 131).

Nicht die Unterschiedlichkeit der Kulturen oder der gegenseitige Respekt stehen im Vordergrund – es heißt nicht *Interkulturen*, sondern *Interkultur*, als Kultur-im-Zwischen (ebd.: 10).

Konkret soll es darum gehen, (Kultur-)Institutionen hinsichtlich ihrer Barrieren in vier Bereichen („Verfassung, Regeln und Normen“ der Institution, „Personalbestand“,

„materieller Apparat“ und „die grundsätzliche Ausrichtung der Strategien der Institution“) auf den Prüfstand zu stellen und gegebenenfalls Veränderungen zu bewirken (vgl. Terkessidis 2010: 142ff.). Allerdings bleiben Terkessidis praktische Vorschläge, gemessen am Anspruch seines Konzepts vorhandene Konzepte „aufzunehmen, zusammen- und weiterzudenken“ (ebd.: 132) relativ oberflächlich. Vor allem bleibt unklar, wie die Gratwanderung zwischen dem erklärten Ziel die Differenzierung zwischen Menschen mit und ohne „Migrationshintergrund“ zu überwinden und den propagierten Maßnahmen positiver Diskriminierung zur Herstellung von Chancengleichheit zu meistern ist.

So ist Terkessidis Beitrag zur Frage der Gestaltung der Kultureinrichtungen in der Migrationsgesellschaft eher auf der theoretischen Ebene anzusiedeln. Er plädiert dafür, die Aufmerksamkeit – im Sinne des Konzeptes der Inklusion/Exklusion von Ataç und Rosenberger – auf die Herstellungsmechanismen „ungleich verteilter Teilhabechancen“ (Ataç / Rosenberger 2013a: 10) und die strukturellen Bedingungen ihrer Überwindung zu richten. „Die Umgestaltung der Institutionen ist der Königsweg zur Gestaltung der Vielheit“ (Terkessidis 2010: 96) im Hinblick auf die Beseitigung von institutionellem Rassismus und der Herstellung von Chancengleichheit, so seine Überzeugung.

Terkessidis Überlegungen liegt zudem eine konsequent demokratische und sehr pragmatische Haltung zugrunde, wenn er sich dafür ausspricht, schlicht von „der Vielheit auf den Straßen“ (Terkessidis 2010: 8) bzw. einem „neuen Wir“ (ebd.: 50) auszugehen.

„In Deutschland ist der Gedanke der Gemeinschaft von der Vergangenheit beherrscht. Noch immer gilt das Prinzip der »Schicksalsverbundenheit« – man sieht eine Gruppe vor sich, die in der Vergangenheit gemeinsam etwas durchlitten und durchgestanden hat und die stolz auf ihre Leistungen blickt. Doch in der Parapolis gibt es keine gemeinsame Vergangenheit mehr. [...] Was existiert ist die gemeinsame Zukunft. [...] Wenn erst einmal die Zukunft im Vordergrund steht, dann kommt es nur noch darauf an, dass sie jetzt, in diesem Moment anwesend sind und zur gemeinsamen Zukunft beitragen.“ (ebd.: 220)

4. Das Museum als Ort der Geschichtskultur

„Die Ausgestaltung der Einwanderungsgesellschaft hat gesamtgesellschaftlich betrachtet nicht allein wirtschaftliche und soziale Facetten. Das Thema Migration ist inzwischen auch ein historisch wirkmächtiges Thema“, konstatiert die Museumsberaterin Anja Dauschek und nimmt damit auf die Debatten über die Gestaltung der Geschichtskultur in der Migrationsgesellschaft Bezug, die in Deutschland aktuell geführt werden (Dauschek 2012: 51).

In diesen Debatten lassen sich zwei Themenstränge unterscheiden: Zum einen geht es um die Erinnerung an Holocaust,³³ Nazismus³⁴ und Zweiten Weltkrieg in der Migrationsgesellschaft und zum anderen um die Repräsentation der Migrationsgeschichte in der Geschichtskultur der Bundesrepublik.

Allerdings wird in den Debatten um die Repräsentation der Migrationsgeschichte eindeutig und zentral auf die Institution Museum Bezug genommen, während die Diskussionen über die Herausforderungen der historisch-politischen Bildung zum Thema Holocaust in der Migrationsgesellschaft weitaus allgemeiner geführt werden³⁵ und noch so gut wie keine Konzepte für die Museumsarbeit hervorgebracht haben.³⁶ Ich

³³ Der Erklärung von Nora Sternfeld in ihrer Dissertation folgend, verstehe ich den Begriff „Holocaust“, trotz seiner problematischen Etymologie, als Begriff, der verwendet wird, wenn auf „die Gesamtheit der nazistischen Massenverbrechen“ (Sternfeld 2012: 5) Bezug genommen wird.

³⁴ Mit dem Begriff „Nazismus“ wird die „Weltanschauung und politische Bewegung der Nazis“ (Sternfeld 2012: 5) bezeichnet. Der Begriff soll zudem eine, im französischen und englischen Sprachgebrauch schon lange praktizierte, Abgrenzung von der „Selbstbezeichnung der NSDAP und [...] [der] damit einhergehende[n] scheinbare[n] Verbindung von Nationalismus und Sozialismus“ (ebd.) zum Ausdruck bringen.

³⁵ Die öffentliche Diskussion zu diesem Thema wird von der Diagnose einer migrationsbedingten Pluralisierung der Geschichtsbilder dominiert, die mit der Sorge verbunden ist, dass eine angemessene Auseinandersetzung mit der „deutschen Geschichte“ – verstanden als Geschichte des Nationalsozialismus – von „Menschen mit Migrationshintergrund“ verweigert werden könnte. (vgl. Vetter 2008; Wetzel 2008; Topçu / Wefing 2010)

Parallel wird, in Abgrenzung zu diesem Problemverständnis, eine intensive, maßgeblich von Pädagog_innen getragene Diskussion zum Thema der historisch-politischen Bildung in der Migrationsgesellschaft geführt, die sich mit neuen Konzepten des „transnationalen Lernens über den Holocaust in der postnazistischen Migrationsgesellschaft“ befasst. (vgl. Kux 2006; Weduwen 2009; Messerschmidt 2009; Tünschel 2009; Schacht 2012; hier: Sternfeld 2012)

Die Notwendigkeit einer Neuausrichtung der Holocaust-Erziehung wird dabei häufig nicht allein als Reaktion auf „migrationsbedingte Veränderungen der Bevölkerungsstruktur“ verstanden, sondern in den Kontext einer generellen „demographischen Verschiebung“ gestellt (Proske 2005: 10). Das Sterben der Zeitzeug_innen und die große zeitliche Distanz der heutigen Jugendlichen zur Zeit des Nationalsozialismus rücken generell die Frage der „Historisierung der Erinnerung an den Nationalsozialismus und damit die [...] Frage, welche symbolische Bedeutung die historischen Ereignisse der Jahre 1933 - 1945 für die heute Lebenden haben“ in den Fokus (Proske 2005: 10).

³⁶ Eine Ausnahme bildet der Entwurf eines „Hauses der menschlichen Möglichkeiten“ der Soziolog_innen Dana Giesecke und Harald Welzer. (vgl. Giesecke / Welzer 2012)

werde diesen Themenstrang daher nicht zum Gegenstand der vorliegenden Arbeit machen, sondern mich auf die Forderung nach einer geschichtskulturellen Erweiterung der „Geschichte Deutschlands“ konzentrieren.

4.1 Die museale Repräsentation der Migrationsgeschichte

In diesem Kapitel wird zum einen ein Überblick über den Stand der musealen Repräsentation der Migration in Deutschland gegeben und zum anderen die aktuelle Debatte um ein Migrationsmuseum für Deutschland als „Zentrum für Geschichte und Kultur der Migrationsgesellschaft“ (DoMiD) und die Entwicklungsgeschichte dieser Forderung dargestellt.

Dem Hauptteil des Kapitels wird im Folgenden ein Einblick in das Konzept der Geschichtskultur, die kulturwissenschaftlichen Gedächtnistheorien und die traditionell enge Verbindung musealer Narrationen und nationaler Identität vorangestellt. Damit sollen die mit der Forderung nach einer Erweiterung der Geschichtskultur um die Migrationsgeschichte verbundenen theoretischen Annahmen erläutert, sowie die schwierigen Voraussetzungen der musealen Repräsentation der Migration verständlich gemacht werden.

4.1.1 Geschichtskultur, Gedächtnistheorien und nationale Narrative im Museum

Museen als Orte der Geschichtskultur zu begreifen, setzt jenen Paradigmenwechsel in den Geschichtswissenschaften voraus, der von dem Geschichtsdidaktiker Karl-Ernst Jeismann ausgelöst wurde: Jeismann forderte auf dem Mannheimer Historikertag 1976 die Geschichtsdidaktik, die sich bis dato in der Hauptsache mit Fragen zu Inhalten und Methoden des Geschichtsunterrichts in der Schule befasste, dazu auf, sich mit dem auseinanderzusetzen, was er als „Geschichtsbewusstsein“ bezeichnete (Schlutow 2012: 19):

Da »Geschichte« [...] nicht als Abbild vergangener Realität, sondern nur als ihre aus Zeugnissen erstellte, auswählende und deutende Rekonstruktion ins Bewußtsein treten kann, ist Geschichtsbewußtsein die Art, in der Vergangenheit in Vorstellung und Erkenntnis gegenwärtig ist. (Jeismann 1977: 12)

„[D]ie Art, in der Vergangenheit in Vorstellung und Erkenntnis gegenwärtig ist“

(Jeismann 1977: 12) zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung zu machen, bedeutete nicht nur eine Verschiebung der Aufmerksamkeit weg von Fragen des Unterrichtens hin zu einem Interesse am unterrichteten Individuum, sondern es bedeutete vor allem „Geschichte“ „nicht als das zeitliche Geschehen selbst, sondern als dessen Interpretation“ (Grütter 1998: 192) zu verstehen und sich mit den außerschulischen Einflüssen auf Geschichtsbilder zu befassen.

Nach dem Historiker Martin Schlutow ist damit „im Konzept des Geschichtsbewusstseins von Anfang an mitgedacht, neben der individuellen Größe des Geschichtsbewusstseins auch sein kollektives Pendant, die Geschichtskultur, in den Blick zu nehmen.“ (Schlutow 2012: 20) Das Konzept der Geschichtskultur wird auf den Geschichtsdidaktiker Jörn Rüsen zurückgeführt und dient dazu, die Aufmerksamkeit auf die gesellschaftlichen Prozesse und Medien der Produktion von Geschichtsbildern zu richten. Jörn Rüsen geht davon aus, dass Politik, Wissenschaft und Kunst in diesem Prozess gleichermaßen eine Rolle spielen (Schlutow 2012: 21). Damit wird einem vermeintlichen Monopol der Geschichtswissenschaft auf die Produktion von Geschichtsbildern widersprochen³⁷ und der Blick für die Vielzahl der an der Konstruktion beteiligten Akteure und der unzähligen „Repräsentationsmodi von Geschichte“ (Cornelißen 2003: 555) geöffnet. Geschichtskultur umfasst, so der Historiker Christoph Cornelißen,

alle denkbaren Formen der bewussten Erinnerung an historische Ereignisse, Persönlichkeiten und Prozesse [...], seien sie ästhetischer, politischer oder kognitiver Natur [...] soweit sie in der Öffentlichkeit Spuren hinterlassen haben. (Cornelißen 2003: 555)

Diese reichen von historischen Ausstellungen, Gedenkfeiern sowie Denk- und Mahnmälern bis hin zur gestiegenen Beachtung historischer Themen in den elektronischen Medien. (Cornelißen 2003: 548)

Die Konstruktion von Geschichtsbildern ist jedoch nicht nur ein dynamischer Aushandlungsprozess, an dem eine Vielzahl von Akteuren, so auch Museen, beteiligt ist, sondern hat auch eine politische Dimension.

„Die Vergangenheit einer Gesellschaft [...] ist oft Gegenstand kontroverser

³⁷ Die Geschichtswissenschaft nur als eine unter vielen Akteur_innen in diesem Prozess zu verstehen, bedeutet auch, die Grenze zwischen „Geschichte“ und „Erinnerung“ in Frage zu stellen. „Hatte sich die Geschichte mit dem Anspruch auf Deutungshoheit der Historiker [...] als Gegenstück zur Erinnerung etabliert, so wurden in den letzten Jahrzehnten die Objektivitäts- und Wahrheitsansprüche angezweifelt und nachhaltig erschüttert.“ (Pieper 2010: 190f.) „Geschichte“ wie auch „Erinnerung“ stellen „eine interpretative Konstruktion vergangener Ereignisse“ dar (ebd.: 191).

Interpretationen und Diskurse“, so der Politikwissenschaftler Peter Reichel (Reichel 1995: 26). Ein Konzept, das sich mit der politischen Dimension der Erinnerung befasst, ist die sogenannte Geschichtspolitik.³⁸ An der Schnittstelle von Geschichts- und Politikwissenschaft angesiedelt, konzeptualisieren geschichtspolitische Forschungen Geschichte als „Produkt gesellschaftlicher Deutungskämpfe“ (Schmid 2009: 74). Brisant und politisch sind diese Deutungskämpfe insofern, als

die Konstruktion von Vergangenheit [...] eine geeignete Mobilisierungsressource im politischen Kampf um Einfluss und Macht [darstellt]. Sie kann als Bindemittel dienen [...]. Sie kann ausgrenzen, Gegner diffamieren und gleichzeitig das eigene Handeln legitimieren. (Wolfrum 2001: 5f.)³⁹

Eine Erklärung dafür, dass Geschichte „ausgrenzen“ oder aber auch „als Bindemittel dienen“ kann (Wolfrum 2001: 5f.) findet sich in der kulturwissenschaftlichen Forschung zum Erinnern und Vergessen, die sich mit den Bedingungen und Funktionen des Erinnerns befasst. Die kulturwissenschaftlichen Theorien der Erinnerung / Gedächtnistheorien haben bereits lange Tradition. Als Vorläufer gelten die Arbeiten des Kulturwissenschaftlers Aby Warburg und des Soziologen Maurice Halbwachs (vgl. Cornelißen 2003: 551f.). Im deutschsprachigen Raum wurde schließlich die Theorie des kollektiven Gedächtnisses der Kulturwissenschaftler_innen Jan und Aleida Assmann einflussreich.⁴⁰ Die zentrale Annahme ihrer Theorie ist, dass

durch den Bezug auf die Vergangenheit die Identität der erinnernden Gruppe [fundiert wird]. In der Erinnerung an ihre Geschichte [...] vergewissert sich eine Gruppe ihrer Identität. (Assmann 2007: 53)⁴¹

³⁸ Siehe auch: Vergangenheitspolitik, Erinnerungspolitik, Politik der Erinnerung oder Gedächtnispolitik.

³⁹ In einer engen Auslegung des Konzepts, wie sie beispielsweise der Historiker Edgar Wolfrum verfolgt, wird Geschichtspolitik sogar als Politikfeld verstanden und der Fokus auf die Instrumentalisierung von „Geschichte“ durch politische Akteure gelegt (Pieper 2010: 198). „Im Analysefeld Geschichtspolitik soll in den Blick genommen werden, wie politische Akteure unter Zuhilfenahme historischer Erinnerungen agieren. Dabei steht nicht die Frage nach der wissenschaftlichen Wahrheit des vermittelten Geschichtsbildes im Mittelpunkt, sondern wer wie und warum bestimmte Vergangenheitsbezüge thematisiert und politisch relevant macht.“ (Pieper 2010: 199)

⁴⁰ Der Begriff des „kollektiven Gedächtnisses“ ist in der Gedächtnisforschung nicht unumstritten. Jan und Aleida Assmann unterscheiden das „kulturelle“ vom „kommunikativen“ Gedächtnis. Während das kommunikative Gedächtnis jene Erinnerungen umfasst, „die Menschen mit ihren Zeitgenossen teilen“ (Pieper 2010: 193) ist das kulturelle Gedächtnis ein „epochenübergreifendes Konstrukt“ (Cornelißen 2003: 554) das zu seiner Tradierung gewisser Speichermedien bzw. „institutionalisierter Formen der Erinnerung“ (Pieper 2010: 194) – beispielsweise Museen – bedarf.

⁴¹ Die Begriffe der Geschichts- und Erinnerungskultur werden weitgehend synonym verwendet (wie auch die Bezeichnungen Gedächtniskultur, Gedenkkultur, kulturelles Gedächtnis). Allerdings „hebt [der Begriff Erinnerungskultur] stärker [...] auf das Moment des funktionalen Gebrauchs der Vergangenheit für gegenwärtige Zwecke, für die Formierung einer historisch begründeten Identität ab.“ (Cornelißen 2003: 555)

Dies gilt insbesondere für nationale Identitäten, wie die Nationalismusforschung gezeigt hat. Nationen beziehen ihre Legitimität entscheidend aus einer vorgestellten „gemeinsamen Geschichte“:

Territorium und Sprache reichen [...] nicht hin, um der Nation »Realität« zu verleihen: Man kann sie wechseln. [...] Die gegenwärtigen Angehörigen der Nation – behauptet der Mythos – sind durch ihre gemeinsame Vergangenheit verbunden. (Baumann 2000: 238f.),

so der Soziologe Zygmunt Baumann. Der englische Philosoph und Ökonom John Stuart Mill schrieb im Sinne dieses Mythos 1861:

Ein [...] Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit kann aus den verschiedensten Ursachen entstanden sein. [...] Am stärksten [...] aber wirkt eine gemeinsame politische Vergangenheit: der Besitz einer nationalen Geschichte und die sich daraus ergebende Gemeinsamkeit der Erinnerungen: kollektive Gefühle des Stolzes und der Scham, der Freude und des Leides (Mill 1971: 42).

Für die Konstruktion einer solchen „gemeinsamen Geschichte“ und der damit einhergehenden Etablierung einer nationalen Identität eigneten sich historisch Geschichtswissenschaften und Museen gleichermaßen gut. Dementsprechend war die Entstehung des Phänomens der Geschichtskultur eng mit dem Aufstieg des Konzepts der Nation zum wichtigsten „Identitätskoloss“ (Macdonald 2000: 123) verbunden.

Die starke Zunahme der Zahl der Museen im 19. Jahrhundert war unbestreitbar aufs Engste verknüpft mit der Bildung und Konsolidierung von Nationalstaaten (Macdonald 2000: 123).

The genesis of professional historical scholarship in Europe dating back to the early nineteenth century was closely related to the emergence and victory of the nation-state (Ohliger 2010: 14).

Museen, insbesondere National- bzw. kulturgeschichtlichen Museen, kam eine zentrale Rolle bei der Reproduktion homogener, stolzer, „nationaler Vergangenheiten“⁴² und der Plausibilisierung der Einteilung der Welt in Nationen zu (vgl. Dori 2010; Baur 2009; Macdonald 2000). Der Politikwissenschaftler Benedict Anderson identifiziert das Museum neben dem Zensus und der Landkarte als eine von drei „politischen Institutionen der Macht“ (Anderson 1996: 163). Es erfülle die Funktion, dem Staat „die Legitimität seiner Herkunft“ (ebd.: 164) und damit die Loyalität seiner Bürger zu sichern. Museen gelten in diesem Sinne bis heute als „classical containers of national narratives“ (Ohliger 2010: 13).

Nationale Narrative kennzeichnet für gewöhnlich eine gewisse Blindheit für interne

⁴² „In den Selbstbildern von Staaten spielt normalerweise der positive Bezug auf die Vergangenheit [...] eine konstitutive Rolle. Dieser Normalfall gilt für die Bundesrepublik Deutschland nicht. Seit ihrer Gründung ist für sie die Abgrenzung vom Nationalsozialismus [...] von überragender Bedeutung gewesen.“ (Wolfrum 2001: 104)

Heterogenität einerseits und transnationale Verflechtungen andererseits, welche die vermeintliche Natürlichkeit und Alternativlosigkeit nationalstaatlicher Grenzziehungen in Frage stellen könnten:

One of the consequences of nation building [...] was an understanding of history that reified clear patterns of belonging, identification, inclusion and exclusion. Those who did not fit into the national self-portrait were either neglected or intentionally left out of the picture. [...] Belonging to the nation was not only conceived as belonging to an imagined community, but also to an imagined homogeneity (Ohliger 2010: 13).

Das bedeutet, dass soziale, rechtliche, religiöse etc. Unterschiede einer Bevölkerung tendenziell nicht thematisiert werden. Menschen mit Behinderung, Homosexuelle, Frauen, als „schwarz“ wahrgenommene Menschen usw. waren lange Zeit oder sind immer noch nicht Teil des nationalen Narrativs.

Man suchte ja nach Gemeinsamkeiten, nicht nach Unterschieden zwischen den Bürgern, die das oft zerbrechliche Konstrukt des jungen Nationalstaates ins Wanken hätten bringen können. (Dori 2010: 214)

Während Arbeiter und Frauen in den 1970er Jahren erfolgreich ihre Repräsentation in nationalen Narrativen einforderten, hat die Diskussion um die geschichtskulturelle Anerkennung von „Migrant_innen“ erst seit ungefähr einem Jahrzehnt die Öffentlichkeit in Deutschland erreicht (vgl. Wonisch 2012; Motte 2004).⁴³ Dennoch hat sich trotz einiger Entwicklungen hinsichtlich der Darstellung von Migrationsgeschichte an der „fehlende[n] oder nur marginale[n] Repräsentanz der historischen Erfahrungen von Migration und Einwanderung im kulturellen Gedächtnis der bundesdeutschen Gesellschaft“ (Proske 2005: 12) bisher wenig geändert.

Die besondere Schwierigkeit liegt wohl zum einen darin begründet, dass Migrationsprozesse das Konzept der Nation an sich herausfordern:

[T]ransnationale Dynamiken – manifeste wie imaginative, reale Migrationen ebenso wie grenzüberschreitende Erinnerungen und Vorstellungswelten – stellen Erzählungen der Nation in Frage, indem sie über die Grenzen des Nationalstaats hinausstreben und dessen einst eindeutig und determinierend gedachte Konturen aufweichen. (Baur 2009: 62)

Migrationsgeschichte „liegt quer zur Nationalgeschichte“, bzw. „by definition »cuts across« this national paradigm“, so der Historiker Rainer Ohliger (Ohliger 2010: 14).⁴⁴

⁴³ In Einwanderungsländern klassischen Typs (Geißler 2003: 24), namentlich den USA, Kanada und Australien, setzte eine solche Diskussion schon im Laufe der 60er und 70er Jahre ein und führte schließlich zur Gründung von Einwanderungsmuseen. (vgl. Baur 2009)

⁴⁴ „[D]ie Annahme eines Automatismus zwischen der Repräsentation von Migration und der Dekonstruktion der Nation“ (Baur 2009: 20) ist allerdings vorschnell, wie Joachim Baur in seiner 2009 erschienenen Dissertation herausgearbeitet hat.

Zum anderen wird die Forderung nach der Aufnahme der Migrationsgeschichte in die Erinnerungskultur der Bundesrepublik tendenziell als Angriff auf den herausragenden Stellenwert der Erinnerung an Holocaust, Nazismus und Zweiten Weltkrieg aufgefasst, die im Mittelpunkt der Geschichtskultur Deutschlands steht. (vgl. Broden 2005: 5; Kux 2006: 242)

Von dieser theoretischen Basis ausgehend, wird im Folgenden ein Blick auf den bisherigen Stand der Repräsentation der Migrationsgeschichte und die aktuell diskutierten Konzepte für eine Weiterentwicklung der Geschichtskultur in der Migrationsgesellschaft geworfen.

4.1.2 Der Stand der Dinge

Die Diagnose einer „fehlende[n] oder nur marginale[n] Repräsentanz der historischen Erfahrungen von Migration und Einwanderung im kulturellen Gedächtnis der bundesdeutschen Gesellschaft“ (Proske 2005: 12) mag angesichts der zu beobachtenden Konjunktur der Musealisierung von Migration (vgl. Baur 2009: 11) paradox erscheinen. Migrationsgeschichten fanden schließlich spätestens seit Ende der 1990er Jahre Eingang in die deutschen Museen:

Aus Patricia Deusers bereits erwähnter, 2012 im Auftrag des Deutschen Museumsbunds verfasster Studie zum „aktuellen Stand der Auseinandersetzung mit den Themen Migration und kultureller Vielfalt in deutschen Museen“ geht hervor, dass „weit über sechzig Museen unterschiedlicher Sparten [...] in den letzten fünfzehn Jahren deutschlandweit eine – und in vielen Fällen – mehrere Sonderausstellungen zum Thema Migration [...] gezeigt [haben]“ (Deuser 2012: 11)⁴⁵. Als Meilenstein gilt die Ausstellung „Fremde Heimat – Yaban, Silan olur“, die vom Verein DoMiT initiiert und 1998 im Ruhrlandmuseum Essen gezeigt wurde. Darauf folgte ein regelrechter Boom an „Migrationsausstellungen“ im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts.⁴⁶

⁴⁵ Deusers Darstellung basiert auf Informationen aus Datenbanken, einer Literaturrecherche und zehn Telefoninterviews (Deuser 2012: 5). Dabei konnte Sie auf Recherchen für die Dissertation an der sie arbeitet, zurückgreifen. Der Arbeitstitel dieser Dissertation lautet: „Die Musealisierung der Immigration im transnationalen Vergleich“ (vgl. <http://www.sozphil.uni-leipzig.de/cm/powi/patricia-deuser/>)

⁴⁶ Siehe zum Beispiel:
1999: „Fremde in Deutschland – Deutsche in der Fremde. Schlaglichter von der Frühen Neuzeit bis in

Darüberhinaus kam es zu Museumsneugründungen: 2005 wurde das „Deutsche Auswandererhaus“ in Bremerhaven eröffnet. 2007 folgte das „Auswanderermuseum Hamburg Ballinstadt“. 2015 soll das Museum Grenzdurchgangslager Friedland fertiggestellt werden. Und im Juni dieses Jahres wurde nach langem Ringen die Einrichtung eines Dokumentationszentrums „Flucht, Vertreibung, Versöhnung“ im Deutschlandhaus in Berlin beschlossen.

Allerdings zeigt eine genauere Analyse der Museums- und Ausstellungslandschaft, erstens, dass Migrationsgeschichte tendenziell als getrennte Geschichte der Einwanderung, der Auswanderung und der Zwangsmigration / Vertreibung / Flucht erzählt wird. „Transmigration sowie Ansätze, die unterschiedliche Formen von freiwilliger und erzwungener Migration miteinander in Verbindung setzen, sind selten.“ (Deuser 2012: 15)

Zweitens wird deutlich, dass hinsichtlich der Institutionalisierung große Unterschiede zwischen diesen Migrationsgeschichten bestehen. Während der Geschichte der Auswanderung bereits zwei Ausstellungshäuser gewidmet⁴⁷ wurden und zwei

die Gegenwart“, Museumsdorf Cloppenburg; 2001: „40 Jahre Fremde Heimat. Einwanderung aus d. Türkei nach Köln“, Ausstellung des Vereins DoMiT, Historisches Rathaus, Köln; 2003: „Geteilte Welten. Einwanderer in Hamburg“, Museum der Arbeit, Hamburg; 2004: „Crossing Borders. An international exhibition on migration in Europe“, Wanderausstellung im Rahmen des Projekts „Migration, Work, Identity“; 2005: „Jeder nach seiner Façon. 300 Jahre Zuwanderung nach Friedrichshain-Kreuzberg“, Bezirksmuseum Friedrichshain-Kreuzberg, Berlin; 2005/2006: Zuwanderungsland Deutschland: „Migrationen 1500-2005“ und „Die Hugenotten“, DHM, Berlin; 2005/2006: „Flucht, Vertreibung, Integration“, Haus der Geschichte, Bonn; 2005/2006: „Projekt Migration“, Wanderausstellung des Vereins DoMiD; 2006: „Erzwungene Wege. Flucht und Vertreibung im Europa des 20. Jh“, Ausstellung der Stiftung Zentrum gegen Vertreibungen, Kronprinzenpalais, Berlin; 2008: „Dageblieben. Zuwanderung nach Nürnberg gestern und heute“, Ausstellung des Stadtarchivs Nürnberg; 2009: „Crossing Munich. Orte, Bilder und Debatten der Migration“, Rathausgalerie München; 2009/2010: „Fremde? Bilder von den 'Anderen' in D und Frankreich seit 1871“, DHM, Berlin; 2011: „Gastarbeit in Hannover. Geschichten vom Kommen, Gehen und Bleiben“, Historisches Museum Hannover; 2011: „Schmelztiegel Duisburg – 500 Jahre Zuwanderung“, Kultur- und Stadthistorisches Museum Duisburg; 2011: „Geteilte Heimat. 50 Jahre Migration aus der Türkei“, Wanderausstellung des Vereins DoMiD, Berlin/Düsseldorf/Köln; Eine Übersicht, die auch kurze inhaltliche Beschreibungen einiger Ausstellungen enthält, bietet (Osses 2012). In Anhang II werden die in dieser Arbeit genannten Beispiele in tabellarischer Form zusammengefasst.

⁴⁷ Zur Musealisierung der Auswanderung in Deutschland liegen bereits mehrere Analysen vor: Sternberg, Jan (2010): Auswandern ins Museum. Zur Wahrnehmung einer lange vernachlässigten Seite der Migration in Deutschland. In: Museumskunde, 2010/75/1, 77-81. Baur, Joachim (2006): Ein Migrationsmuseum der anderen Art. Das Deutsche Auswandererhaus in Bremerhaven. In: WerkstattGeschichte 2006/42, 97-103. Am umfassendsten widmet sich Martin Schlutow in seiner 2012 vorgelegten Dissertation den deutschen Auswanderungsmuseen: Schlutow, Martin (2012): Das Migrationsmuseum. Geschichtskulturelle Analyse eines neuen Museumstyps. Berlin: LIT-Verlag.

Institutionen zum Thema Flucht im Entstehen sind, ist die Initiative für ein Immigrationsmuseum in Deutschland, um die es im nächsten Kapitel geht, bislang erfolglos geblieben. Dies ist insofern ein relevanter Aspekt, als temporäre „Migrationsausstellungen“ im Gegensatz zu Dauerausstellungen oder eigenständigen „Migrationsmuseen“ nicht als Teil des offiziellen kulturellen Gedächtnisses gewertet werden können:

[T]he display of specialized migration exhibitions, often at a local or regional level [...] [is] not usually interpreted as an expression of the cultural memory as such, but can rather be understood as the expression of remembrance activities that either contradict the official historiography or try to establish counter or complementary narratives to the hegemonic national history writing. (Hintermann 2010: 163)⁴⁸

Von einer Nicht-Repräsentation der Einwanderung kann angesichts der Vielzahl an Sonderausstellungen zum Thema also nicht die Rede sein.⁴⁹ Von einer „fehlende[n] oder nur marginale[n] Repräsentanz“ (Proske 2005: 12) der Einwanderung im kollektiven Gedächtnis allerdings sehr wohl, da es bisher nicht gelungen ist, sie zu einem integralen Bestandteil der musealen Darstellungen zu machen. „So far the history of immigration has not been understood as an integral part of German social history.“ (Eryilmaz 2007: 132) Proskes Diagnose angesichts der rasanten Entwicklungen in den letzten Jahren als veraltet abzutun, wäre also vorschnell. Denn für die „Aufnahme in das kollektive Gedächtnis“ (Kogoj / Ongan 2012: 94) kommt es nicht allein darauf an, *dass* Migrationsgeschichte repräsentiert wird, sondern auch „*wie*“. Diese Erkenntnis, schlägt findet auch in den museologischen Debatten, welche die rege Musealisierungspraxis von Anfang an begleiteten und zunehmend international und intensiv geführt werden,⁵⁰ zunehmend ihren Niederschlag. Heute werden in Bezug auf die Repräsentation von Migrationsgeschichte konzeptuelle Fragen weitaus stärker in den Vordergrund gestellt als noch vor einigen Jahren. Um welche Fragen es dabei geht, ist Gegenstand des nächsten Kapitels.

⁴⁸ Regina Wonisch betont allerdings auch die Vorteile temporärer Ausstellungen, die darin liegen, dass sie „rascher auf aktuelle Fragestellungen reagieren können“ und von ihnen „mehr Mut zu gewagten Thesen, mehr Mut zu kontroversen Positionierungen im Diskurs zu erwarten wäre“ (Wonisch 2012: 17).

⁴⁹ Deusers Analyse zeigt, dass sich sogar ein Großteil der „Migrationsausstellungen“ der Einwanderungsgeschichte – insbesondere der Einwanderungsgeschichte der Nachkriegszeit – widmet (Deuser 2012: 14).

⁵⁰ Auch die wichtigsten nationalen wie internationalen Tagungen sind in der Tabelle (Anhang II) erfasst. Wegweisend war die vom Verein DoMiT veranstaltete Tagung „Das historische Erbe der Einwanderer sichern. Die Bundesrepublik Deutschland braucht ein Migrationsmuseum“ im Jahr 2002 und ihre Folgetagungen 2003 und 2012, sowie das Werkstattgespräch des deutschen Museumsbunds 2009 mit dem Titel „Museum - Migration - Kultur - Integration“.

4.1.3 (Was für) Ein Migrationsmuseum für Deutschland?

Der Verein DoMiD – “Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland e.V.” – war über lange Jahre maßgebliche Triebkraft einer institutionellen Anerkennung der Geschichte der Einwanderung in Form eines zentralen Migrationsmuseums und mit diesem Anliegen auch tonangebend in den museologischen Debatten um Geschichtskultur und Migration.

Gegründet wurde DoMiD 1990 in Köln, als Migrant_innenselbstorganisation mit dem Anliegen, „das historische Erbe der Einwanderer zu bewahren“ (DoMiD). Zu diesem Zweck sammelt DoMiD seit 1990 sozial-, alltags- und kulturgeschichtliche Materialien zur Einwanderungsgeschichte. Der ursprüngliche Name „DOMiT – Dokumentationszentrum und Museum über die Migration aus der Türkei e.V.“ zeigte die ursprüngliche Konzentration auf die national definierte Gruppe der Türk_innen an, die heute nicht mehr gegeben ist. Die Umbenennung von DoMiT zu DoMiD fand 2007 statt, im Rahmen der Fusion mit dem Verein „Migrationsmuseum in Deutschland e.V.“. Die „Einwanderung“ und die Zeit nach 1955 bilden allerdings weiterhin den Schwerpunkt der Sammlung und der Aktivitäten des Vereins. Heute unterhält DoMiD ein Archiv mit einem Bestand von über 70.000 Objekten, Dokumenten (Film-, Ton-, Original-), Fotos etc., die vor allem aus Leihgaben und Schenkungen von Privatpersonen und Institutionen stammen. Diese zugänglich zu machen bzw. der Öffentlichkeit zu präsentieren, zählte von Anfang an zu den Zielen des Vereins. Die Materialien werden daher einerseits laufend wissenschaftlich aufbereitet, um direkt für Ausstellungsprojekte nutzbar zu sein. Damit leistet DoMiD einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der Migrationsgeschichte. Andererseits konzipiert DoMiD neben der archivarischen Arbeit seit 1998 selbst zahlreiche Ausstellungen⁵¹ und versuchte auf zahlreichen Tagungen die Errichtung eines zentralen Migrationsmuseums für Deutschland voranzutreiben. (DoMiD)

Dass es bisher nicht zur Gründung einer solchen Institution gekommen ist⁵², mag aus Sicht des Vereins als Misserfolg zu verzeichnen sein. Allerdings stellen die über sechzig in Deutschland realisierten „Migrationsausstellungen“ einen reichen Erfahrungsschatz

⁵¹ Seinen Anfang nahm die Ausstellungshistorie des Vereins mit der bereits erwähnten Ausstellung „Fremde Heimat – Yaban, Silan olur“, die 1998 im Ruhrlandmuseum Essen gezeigt wurde.

⁵² Allerdings beansprucht das Deutsche Auswandererhaus Bremerhaven seit seiner Erweiterung um einen Museumsbereich zur Einwanderungsgeschichte im Frühjahr 2012, ein „Migrationsmuseum“ geworden zu sein (Blaschka-Eick 2012: 40).

dar, aus dem auch von DoMiD wichtige Schlüsse gezogen werden konnten. Die Sichtweisen und Ziele des Vereins haben sich im letzten Jahrzehnt verändert.

Ursprünglich hat sich DoMiD für ein Migrationsmuseum als Ort der Darstellung der Geschichte der Arbeitsmigration nach 1945 eingesetzt (Eryilmaz / Rapp 2003: 29). Mit der musealen Präsentation der Einwanderungsgeschichte der Nachkriegszeit war für den Verein in erster Linie das emanzipatorische Anliegen verknüpft, die „Integration“ der „Migrant_innen“ im Sinne der Anerkennung ihrer Zugehörigkeit voranzutreiben. Es ging darum, die „Lebensleistung“ (Kolb 2012: 16) der „Gastarbeiter_innen“ zu würdigen, und zwar als integralen Teil der Geschichte Deutschlands. In diesem Sinne wurde von DoMiD auch der Standpunkt vertreten, dass die Einbeziehung der Migration in das historische Narrativ Deutschlands nicht als Zugeständnis an die „Migrant_innen“ zu verstehen sei; dass es nicht darum gehe, einen Ort zu schaffen „an dem die Einwanderer und ihre Kinder sich ihre Geschichte vergegenwärtigen können“ (Kolb 2012: 16). Vielmehr bliebe die Geschichte Deutschlands ohne die Berücksichtigung der Migration unvollständig. (Eryilmaz 2012: 48) Deutschland müsse also anfangen, die

[...] Geschichte der Migration als ein Element der Geschichte ihrer eigenen Gesellschaft zu begreifen“ (Eryilmaz / Schade 2006: 202). Es ist nicht die Geschichte der Migranten, die DOMID erzählen will, es ist die Geschichte Deutschlands, die DOMID miterzählen will. (DOMID 2012: 1)

An die Darstellung der historischen Erfahrungen der „Migrant_innen“ knüpfte zudem die Erwartung, sie könne „Verständnis und Empathie in der Mehrheitsgesellschaft erzeugen und zu einer Dekonstruktion von Stereotypen beitragen“ um so „einen wichtigen Beitrag zum friedlichen Zusammenhalt in der Gesellschaft“ zu leisten (Baur 2009: 16).

Kritische Bestandsaufnahmen der in Deutschland realisierten „Migrationsausstellungen“ – wie sie beispielsweise der Historiker und Kulturwissenschaftler Joachim Baur, dessen Stimme zu den präsentesten in der Diskussion gehört, im Jahr 2012 durchgeführt hat – haben jedoch gezeigt, dass die museale Repräsentation von „Migrationsgeschichten“ durchaus auch Fallstricke bereithält. Von Baur und anderen Museolog_innen wurde zunehmend erkannt, dass

die Thematisierung der Migration in Museen immer wieder Gefahr laufen kann, neue Ausschlüsse zu produzieren und über othering oder auch Selbstethnisierung die Wahrnehmung von Differenzen zu verfestigen. (Wonisch 2012: 8)

Statt die Dichotomie zwischen „Uns“ und „den Anderen“ aufzuweichen und ein Bewusstsein für die gleichberechtigte Teilhabe von Menschen mit und ohne „Migrationshintergrund“ an Geschichte und Gegenwart Deutschlands zu schaffen, hätten die Darstellungen vielfach dazu tendiert, genau das Gegenteil zu bewirken. Baur identifiziert drei Modi der Repräsentation, die er dabei für besonders problematisch hält: (vgl. zum Folgenden Baur 2012a / Baur 2012b)

Erstens sei – nicht zuletzt im Kontext runder Jahrestage der Anwerbeabkommen⁵³ – der „Modus der Ethno-Historie“ (Baur 2012b: 8) dominant geworden, bei dem Migrationsgeschichte an der „Einwanderung“ verschiedener natio-ethno-kulturell definierter Herkunftsgruppen festgemacht wird. Ein solcher Ansatz, so Baur,

vermittelt allzu leicht den Anschein klar abgegrenzter Herkunftsgruppen, tendiert mithin zur Homogenisierung, Kulturalisierung und Ethnisierung disparater Erfahrungen und Lebenswirklichkeiten, und akzentuiert oft unwillkürlich eine dichotome Trennung von Mehrheitsgesellschaft und ihren jeweiligen Minderheiten: hier die Deutschen, dort die Türken, Spanier, Griechen und andere (Baur 2012b: 8).

Zweitens kritisiert Baur den Ansatz, Migrationsgeschichte über die Präsentation einzelner „Migrationsbiografien“ erzählen zu wollen. Die personalisierende Herangehensweise sei problematisch, weil damit Migrationsgeschichte zur Migrantengeschichte werde, „mit klar identifizierbaren Trägern“ (Baur 2012b: 9), statt Migration als die Gesellschaft im Allgemeinen prägenden Prozess zu vermitteln. Der biografische Ansatz verfolge „die Markierung [...] und damit in gewisser Weise Aussonderung Einzelner als Migranten.“ (ebd.)

Drittens fordert Baur dazu auf, konzeptionell dem, was er als „multikulturelle Beitragsgeschichte“ (Baur 2012b: 9) bezeichnet, den Rücken zu kehren. Kontraproduktiv seien derartige Narrative, welche die „kulturelle Bereicherung“ durch Migration in den Mittelpunkt stellen, wiederum durch die Tendenz zur „Konstruktion eines Nebeneinanders säuberlich abgegrenzter, statischer Herkunftskulturen“ (ebd.: 8), sowie „die Vorstellung von Migranten als Zusatz, gar Dekoration einer im Kern

⁵³ Um den Arbeitskräftemangel in bestimmten Industriezweigen zu decken, warb Deutschland ab 1955 gezielt ausländische Arbeitnehmer_innen an, bis es 1973 zum sogenannten „Anwerbestopp“ kam. Geregelt wurde die – als vorübergehend konzipierte – Einwanderung der sogenannten „Gastarbeiter“ über die „Anwerbeabkommen“, wie die Verträge „zur Anwerbung und Vermittlung von Arbeitskräften“ genannt wurden. Das erste Abkommen wurde 1955 mit Italien geschlossen, es folgten Verträge mit Spanien und Griechenland (1960), der Türkei (1961), Portugal (1964), Tunesien und Marokko (1965) sowie Jugoslawien (1968). (vgl. Butterwege 2005)

unverändert kulturell homogen gedachten Gesellschaft“ (ebd.)

Unter den Museolog_innen wird daher spätestens seit 2012 verstärkt in Frage gestellt, ob eine separate Institution überhaupt geeignet sei, zur Erweiterung des Geschichtsbildes Deutschlands beizutragen. Ein Spezialmuseum zur „Migrationsgeschichte“ laufe immer Gefahr, „das Thema als Sonderfall abzugrenzen“ (Baur 2012a: 12) statt Migration als integralen Teil der Geschichte darzustellen. „Separierung der Migrationsgeschichte innerhalb einer eigenen Einrichtung kann unter Umständen eben auch deren Marginalisierung bedeuten.“ (Ohliger 2003: 34) „Ob es tatsächlich ein Museum sein sollte“, wird daher zunehmend für „diskussionswürdig“ (Rhombert 2003: 9) gehalten und der Ansatz des „Migration Mainstreaming“ – bereits 2002 von Thomas Krüger, dem damaligen Präsidenten der Bundeszentrale für politische Bildung, in die Debatte eingebracht (Baur 2012a: 12) – in den Vordergrund gerückt. Die Idee ist, analog zum „Gender Mainstreaming“, Abstand zu nehmen von „der Inszenierung von Migration als abgegrenztes Thema, quasi der repräsentativen Ghettoisierung als Sonderbereich, Nische, Add-On einer ansonsten unveränderten Darstellung“ (Baur 2012b: 10) und Migration stattdessen „als Werte, von der aus Gesellschaft im Ganzen perspektiviert wird“ (ebd.: 11) in bestehende museale Repräsentation einzubringen.

Zwar spricht sich auch DoMiD für das „Migration Mainstreaming“ aus, die Idee eines zentralen Migrationsmuseums wird dabei aber keineswegs verworfen. „Auch wenn die Diskussion um ein eigenes Migrationsmuseum in der öffentlichen Debatte in den Hintergrund getreten ist, bleibt es weiterhin ein Anliegen von DOMID“ (Eryilmaz 2012: 48). Wie oben angesprochen haben sich allerdings die Erwartungen verändert, die an eine solche Institution geknüpft werden:

Es hat eine Verschiebung stattgefunden, von der Idee eines Migrationsmuseums als *Immigrationsmuseums*, zur Idee eines Migrationsmuseum als „Zentrum für Geschichte und Kultur der Migrationsgesellschaft“ (DoMiD). In dieser Neuausrichtung kommt ein Bewusstsein für transnationale Realitäten und ein Verständnis der deutschen Gesellschaft als Migrationsgesellschaft zum Ausdruck, wie es der ehemalige DoMiD-Geschäftsführer Aytaç Eryilmaz auf der Tagung „Stand der Dinge“ 2012 äußerte:

Vor einigen Jahren wurde Deutschland von der Regierung zum Einwanderungsland erklärt. Aber Deutschland ist heute nicht nur ein Einwanderungsland. Dieses Stadium ist bereits vorbei. Deutschland ist ein Migrationsland. [...] Der Mythos Deutschland als Einwanderungsland gehört der Vergangenheit an, genau wie nationalstaatliche Denkweisen. (Eryilmaz 2012: 34)

Zum übergeordneten Ziel erklärt der Verein seit dem Jahr 2012, „Migration als Normalfall zu vermitteln. Damit soll letztlich das Fundament einer gemeinsamen, transkulturellen Identität geschaffen werden.“ (DoMiD)

Der breiten Öffentlichkeit muss bewusst werden, dass ein Drittel der bundesdeutschen Gesellschaft aus Personen mit Migrationshintergrund besteht. [...] Mit dieser Realität sollte sich die Öffentlichkeit auseinandersetzen, so dass sie allmählich als normal begriffen wird. (ebd.: 33f.)

Ein Migrationsmuseum soll einen Beitrag dazu leisten, „historische Selbstvergewisserungen, die überwiegend national orientiert sind“ (Eryilmaz / Rapp 2005: 584f.) zu dekonstruieren und „der Hybridität kultureller Lebensentwürfe und transnationaler Lebensweisen Raum zu verschaffen“ (Eryilmaz 2012: 47).

Damit folgt DoMiD einer verbreiteten Lesart von Migrationsmuseen als

Ausdruck einer Transnationalisierung von Erinnerungskulturen. Sie werden gehandelt als Beispiele und nicht selten Hoffnungsträger für die Überwindung unzeitgemäßer nationaler Fixierungen in der Darstellung von Geschichte, die insbesondere der Institution Museum von jeher eingeschrieben waren. Sie gelten als Schauplätze für die Präsentation von Gegenerzählungen, in denen nicht nur lange vernachlässigte Stimmen zu Wort kommen, sondern ganz neue – transnationale, globale, nomadische – Perspektiven erprobt und etabliert werden können. (Baur 2009: 16)

Joachim Baur bietet der museologischen Debatte in seiner Dissertation einen Entwurf für die konzeptionelle Ausgestaltung eines solchen Migrationsmuseums an. Um ein „Leitmuseum einer [...] postnationalen Weltgesellschaft“ (Baur 2009: 363) zu schaffen, das einen Beitrag zur Überwindung festgefahrener Normalitätsvorstellungen bzw. Geschichts- und Kulturverständnisse leistet und den beschriebenen Fallstricken der Repräsentation der Migrationsgeschichte entgeht, sei eine Weiterentwicklung der Musealisierungspraxis in vier im Folgenden ausgeführten Punkten notwendig. Damit bringt Baur erstmals Struktur in eine Reihe innovativer Vorschläge, die von verschiedenen museumsnahen Akteur_innen im Laufe des letzten Jahrzehnts geäußert wurden.

Erstens müsse ein Migrationsmuseum inhaltlich – statt sich einem biografischen Ansatz oder dem Narrativ der „kulturellen Bereicherung“ zu verschreiben – „insbesondere gesellschaftliche Konflikte, Machtverhältnisse und Ungleichheiten in den Blick

nehmen“ (Baur 2009: 360). Schwierigkeiten müssten benannt, statt von einem harmonisierenden Narrativ verschleiert werden (ebd.). Um Kulturalisierungen zu entgehen, müsse der „Fokus vom Feld der Kultur, das dem Museum traditionell naheliegt, auf das der Politik“ (Baur 2009: 360) verschoben werden. „Fragen von Grenzen, Staatsbürgerschaftsrecht, Rassismus, Diskriminierung und Einwanderungspolitik zeigen Möglichkeiten auf, Ungleichheiten jenseits von »Kultur« zu thematisieren.“ (Deuser 2012: 27) 2009 hat sich Aytaç Eryilmaz in diesem Sinne dafür ausgesprochen eine „kritische Ausstellungspraxis zur Migration“ (Eryilmaz / Rapp 2009: 278) solle „sich kritisch mit kolonialen und rassistischen Denkmustern und gesellschaftlichen Machtverhältnissen auseinandersetzen, die im Diskurs über die Migration virulent sind“ (ebd.).

Zweitens propagiert Baur, einem Migrationsmuseum für Deutschland einen „weiten Begriff von Migration“ zugrunde zu legen. Vor dem Hintergrund, Migrationsphänomene als gesellschaftliche Normalität vermitteln zu wollen, sei es notwendig, die „Parzellierung“ (Baur 2009: 361) komplexer Migrationsphänomene in Immigration, Emigration etc. zu verwerfen, sowie eine lange Zeitspanne in den Blick zu nehmen. (Rainer Ohliger sprach sich bereits 2002 dafür aus, sich nicht allein auf die „Einwanderung“ der Nachkriegszeit zu konzentrieren „um nicht ein allzu enges, allein durch Arbeitsmigration geprägtes Bild zu liefern“ (Ohliger 2002: 9).)

Drittens müsse ein Migrationsmuseum, das sich der Transnationalisierung der Geschichtskultur bzw. der Transnationalisierung kollektiver Identität verschreibt, die „Fixierung auf den nationalen Rahmen“ (Baur 2009: 361f.) überwinden. Der methodologische Nationalismus stehe dem Potenzial der Migrationsgeschichte im Weg „to create an image of the past that breaks through national concepts and limitations“ (König / Ohliger 2006: 13). Migrationsmuseen können allzu leicht in die Rolle einer „Inszenierungsagentur der multikulturellen Nation“ (Baur 2009: 363) verfallen, wie Baur in seiner Dissertation gezeigt hat:

Statt die nationale Partition der Welt im Zeichen weltweiter Wanderungen zu hinterfragen, wird – umgekehrt – die globale und universalgeschichtliche Bewegung der Migration national zugerichtet. (Baur 2009: 348)

Die Musealisierung der Migration stellt demnach eine reformierte Version der Inszenierung des Nationalen im Museum dar, basierend auf einem gewandelten Verständnis von Nation – multikulturell statt homogen (ebd.: 20).

Eine solche Re-Vision der *imagined community* mag inklusiver sein als ältere, an kultureller Homogenität orientierte Versionen, doch produziert auch diese, wie gezeigt,⁵⁴ spezifische Ausschlüsse und begünstigt die hegemoniale Verschleierung sozialer Ungleichheiten und Konflikte. (ebd.: 344)

Für Aytaç Eryilmaz steht daher in Bezug auf ein Migrationsmuseum für Deutschland fest: „We have to break out of our confining concepts of nation/state categorization.“ (Eryilmaz 2007: 132) Inhaltlich bedeutet dies

eben jene Momente und Dynamiken von Migration in den Blick [zu] nehmen, die sich in den Zwischenräumen dieser [nationalen] Ordnung abspielen [...] weltumspannende Netze von Kommunikation und Beziehung zwischen Menschen sowie Diasporas, die nicht im einmaligen Akt der Aus- und Einwanderung, im Transfer von Zugehörigkeit von Hier nach Dort aufgehen (Baur 2009: 362).

Viertens müsse ein Migrationsmuseum die Normalität komplexer, uneindeutiger Zugehörigkeiten thematisieren, und einem essentialistischen Kulturverständnis widersprechen. „Statt [...] ein Nebeneinander säuberlich abgegrenzter, statisch [...] gedachter Einheiten zu konstruieren, würde es gerade das Nomadisieren der Kultur in den Blick nehmen“ (Baur 2009: 362). „Es würde verfolgen, wie sich Kultur und kulturelle Identität in und durch Migration und stets im Zusammenspiel mit Faktoren wie Klasse und Geschlecht in spezifischen historischen Konstellationen formen und verwandeln.“ (Baur 2009: 363) Es würde zeigen, „dass eine Wirklichkeit jenseits klarer nationaler Zugehörigkeiten existiert“ (Ohliger 2002: 27) und könnte so zur Dekonstruktion nationaler Identitätskonstruktionen beitragen.

Denn, so der Ausstellungskurator Stefan Burmeister,

[s]olange unsere Vorstellungen von Kultur – und damit von Gesellschaft – immer noch in der romantischen Vorstellung der Nation als homogener Kultur-, Sprach- und Abstammungseinheit wurzelt, werden wir in unseren Darstellungen weder der gesellschaftlichen Realität der Vergangenheit noch der Gegenwart gerecht. (Burmeister 2012: 36)

Die freie Kuratorin Natalie Bayer erklärt es in diesem Sinne zum Ziel

⁵⁴ In den von Baur untersuchten Immigrationsmuseen wird durch die museale Inszenierung die Vorstellung einer universellen Immigrationerfahrung“ (Ostow 2012: 158) gefördert, welche allerdings die indigene Bevölkerung aus der nationalen Gemeinschaft ausschließt (Baur 2009: 348).

„visionäre Gesellschaftsentwürfe jenseits kulturalisierender, kollektivierender Zuschreibungen und Hierarchisierungen auf eine öffentliche Bühne [zu] bringen und Änderungsansätze für das Denken, Sprechen und Sehen der Migration [zu] liefern“ (Bayer 2012: 56).

Doch Bedenken gegenüber einem separaten Ort für die Geschichte der Migrationsgesellschaft gibt es nicht nur in konzeptueller Hinsicht, sondern auch dahingehend, dass alle anderen Institution sich aus der Verantwortung entlassen sehen könnten, sich mit den gesellschaftlichen Veränderungen auseinanderzusetzen:

Ein separater Ort der Migrationsgeschichte könnte als Argument dienen, dass sich die etablierten Einrichtungen dem Thema Migration nicht selbst stellen müssen. (Ohliger 2002: 28)

Auch für Regina Wonisch stellt sich die Frage

inwieweit es zielführend ist, Migrationsbewegungen in eigens dafür eingerichteten Museen darzustellen. Dafür spricht, dass dies die gesellschaftspolitische Relevanz des Themas unterstreichen [...] würde. Ist jedoch das Thema Migration in Spezialmuseen aufgehoben, kann dies letztlich hegemonialen Erzählungen in den nationalen Museen Vorschub leisten. (Wonisch 2012: 17)

Daher steht beispielsweise für Michael Fehr, den Direktor des Instituts für Kunst im Kontext der Universität der Künste Berlin fest:

Wer ernsthaft an einer Veränderung der Situation, das heißt an Integration, interessiert ist, kann [...] nur den steinigen Marsch in die bestehenden Institutionen wählen [...] Denn in den meisten stadthistorischen, kulturhistorischen und vor allem den ethnologischen Museen werden nach wie vor völlig überholte Weltbilder propagiert und bleiben soziale Fragen meistens vollständig ausgeblendet. (Fehr 2010: 69)

5. Das Museum als Ort der Wissensproduktion

Insofern als man sich mit dem Migration Mainstreaming auf museologisches Neuland begibt, ist noch unklar, was dieses „Mainstreaming“ konkret in der Praxis bedeuten kann. Daher werden in Deutschland in den letzten Jahren neue Ausstellungs- und Sammlungsstrategien erprobt und wiederum wissenschaftlich durch Tagungen und Publikationen reflektiert und begleitet.

Im Folgenden wird ein Blick auf dieses innovative Feld geworfen, wobei sich der Fokus vom Thema der geschichtskulturellen Identitätsstiftung auf Fragen der Wissensproduktion und -vermittlung in der Migrationsgesellschaft verschiebt. Denn das Migration Mainstreaming zielt darauf ab, Migration als Querschnittsthema, „als Werte, von der aus Gesellschaft im Ganzen perspektiviert wird“ (Baur 2012b: 11), in museale Repräsentation einzubringen. Damit berührt das Konzept den Aspekt der Repräsentation von Migrationsgeschichte bzw. die Frage, wie Migrationsgeschichte in bestehenden Museen zu verankern ist, ohne ihr „eine Nische im Ausstellungsparcours“ (Deuser 2012: 18) zuzuweisen, geht aber auch weit darüber hinaus.

Migration Mainstreaming wird daher nicht nur als Ansatz für historische Museen diskutiert. Die großen historischen Bundesmuseen stehen zwar aufgrund ihrer Symbolwirkung besonders im Fokus. In Kunst- und Technikmuseen bieten sich jedoch, so beispielsweise Patricia Deuser, ebenso Anknüpfungspunkte für das Migration Mainstreaming wie in Museen mit kultur- und sozialgeschichtlicher Ausrichtung (Deuser 2012: 7). Sie hält es für

sinnvoll in Museumssparten, die sich nicht primär mit sozialgeschichtlichen Fragen auseinandersetzen, mehr über die Rolle von Kulturtransfers nachzudenken und die Realitäten der Migrationsgesellschaft zu reflektieren. (ebd.: 27)

Bisher gehen die Initiativen zum Migration Mainstreaming allerdings in erster Linie von Stadt(teil)museen aus. Als neue Ansätze lassen sich zum einen ein topografischer Zugang zur Repräsentation von Migrationsgeschichte und zum anderen ein Trend zu partizipativer Museumsarbeit im Allgemeinen ausmachen.

5.1 Der topografische Zugang

Dreh- und Angelpunkt von Stadt(teil)geschichtlichen Museen ist ein konkreter Ort – der Stadtraum – weshalb sie als prädestinierter Anwendungsbereich des sogenannten topografischen Prinzips gesehen werden, das im Rahmen des Migration Mainstreaming diskutiert wird.⁵⁵ Kennzeichen des topografischen Ansatzes ist es, den Zugang zu einem Bewusstsein für die gemeinsame (Migrations)Geschichte und die Normalität der Migration über die Fokussierung auf einen Ort zu suchen.

Im Fokus auf spezifische Orte, sei es in ihrer historischen Schichtung oder in ihrer gegenwärtigen Prägung, lassen sich komplexe Verflechtungsgeschichten entdecken und erzählen, die mannigfaltige Facetten von Migration in den Blick bringen, ohne sie als „Anderes“ abzugrenzen. (Baur 2012a: 12)

Migration soll als integraler Teil der Geschichte des Ortes in die Erzählung eingehen, statt als Migrationsgeschichte separat erzählt zu werden. So kann, nach Einschätzung des Museologen Gottfried Korff,

das Ortsmuseum dazu beitragen, die Gesellschaft als Gesellschaft im Wandel, in Bewegung, in ständiger Transformation zu explizieren, als Gesellschaft, die durch Kulturen und Plural und so durch dauernde Fremdheitserfahrungen, durch dauernde Kontakt- und Kontrasterfahrungen gekennzeichnet ist. (Korff 2005: 13)

Damit ermögliche der topografische Ansatz laut den Kuratorinnen Frauke Miera und Lorraine Bluche, „Migranten und ihre Nachkommen genauso wie Nicht-Migranten als Akteure der Stadt in den Blick zu nehmen und so letztlich den Dualismus zwischen einem konstruierten »Wir« und »den Anderen« zu überwinden“ (Miera / Bluche 2012: 63).

Migrationsgeschichte in diesem Sinne als „integralen Bestandteil“ (Gerchow 2012: 57) / „integrierten Teil“ (Dauschek 2012: 50) der Stadtgeschichte zu vermitteln, wurde sowohl für die Neukonzeption des „Stadtmuseums Stuttgart“, das 2016 eröffnet werden soll, als auch für die laufende Umgestaltung der Dauerausstellungen des „historischen museums frankfurt“ zum Ziel erklärt.

Das historische museum frankfurt hat im Zuge seiner Neugestaltung bereits beschlossen, seine von 2004-2010 bestehende Dauerausstellung zur Migrationsgeschichte „Von Fremden zu Frankfurtern“ „im neuen Museum nicht wieder auferstehen zu lassen, weil sie ungewollt die kulturelle Segregation in der Gesellschaft

⁵⁵ Der Ansatz wurde bereits in mehreren Ausstellungen erprobt. Als wegweisend gelten die Ausstellung „Crossing Munich“ (2009), „Route der Migration“ (2011) und „Ortsgespräche“ (2012).

beziehungsweise in den Köpfen quasi mit den Mitteln des Museums fortsetzte“ (Gerchow 2012: 57).

Für das Bezirksmuseum „Museum Neukölln“ war eine logische Konsequenz aus dem Ansatz, Migrationsgeschichte als selbstverständlichen Bestandteil der Geschichte Neuköllns zu begreifen, auch auf einen speziellen Hinweis auf die Berücksichtigung von Migration zu verzichten (Deuser 2012: 20).

Die Kuratorinnen Bluche und Miera haben den topografischen Zugang im Rahmen der Ausstellung „Ortsgespräche. stadt - migration - geschichte: vom halleschen zum frankfurter tor“, erprobt, die von 29. Januar bis 31. Dezember 2013 im Bezirksmuseum Friedrichshain-Kreuzberg, Berlin zu sehen ist und in der museologischen Debatte viel Resonanz erfahren hat. (vgl. Baur 2012a; Baur 2012b; Deuser 2012; Miera / Bluche 2012;) Sie verknüpften dabei allerdings den Ansatz, sich der Bezirksgeschichte über konkrete Orte zu nähern, mit dem partizipativen Ansatz durch Material aus Interviews „Migranten wie Nicht-Migranten zu verschiedenen stadtgeschichtlichen Themen zu Wort kommen zu lassen“ (Miera / Bluche 2012: 61).

Für die Kuratorinnen liegt die Stärke dieses Vorgehens „darin, dass die verschiedenen Akteure jeweils zum gleichen Thema sprechen: Migranten wie Nicht-Migranten berichten über ihre Erinnerungen, Erlebnisse und Assoziationen zu diesen Orten“ (Miera / Bluche 2012 ebd.: 62). Dies hat zum einen den Effekt, „Migrant_innen“ nicht auf ihr „Migrant_in-Sein“ festzulegen, indem sie „zu allgemeinen, nicht allein migrationsspezifischen Themen“ (ebd.: 63) befragt werden. „Migranten werden nicht auf reale oder zugeschriebene Erfahrungen reduziert.“ (ebd.: 62)

Zum anderen wird mit diesem Ansatz versucht, der Pluralität der Gesellschaft und der „Vielfalt an Wahrheiten“ (Pyzio 2013: 253) Rechnung zu tragen, indem verschiedenen Perspektiven auf die Orte in der Stadt Raum gegeben wird. Statt auf eine homogene Narration wird auf Multiperspektivität gesetzt und damit auf ein neues Leitbild der Museumspraxis in der Migrationsgesellschaft.

5.2 Der partizipative Zugang

5.2.1 Partizipation im Kontext des Leitbildes der Multiperspektivität

In der museologischen Debatte wird mit dem Konzept der Multiperspektivität eine Kategorie der Geschichtsdidaktik aufgegriffen (Kolland 2009: 231). Ausgehend von einem Verständnis von „Geschichte“ als Interpretation wurde dort die Notwendigkeit einer „Zusammenschau der vielen Erinnerungen, Reflexionen, Quellen, Zeugnisse“ (ebd.: 230) für die „Annäherung an historische Wahrheit“ (ebd.) erkannt.

Gleichzeitig muss die Tendenz zu multiperspektivischen Erzählungen auch in Zusammenhang mit den Veränderungen im Rahmen der „Neuen Museologie“ (siehe Kapitel 2.3.2) gesehen werden. Mit der Erkenntnis, dass Museen Teil des Wechselverhältnisses von Wissen und Macht sind, wurde der Grundstein dafür gelegt, die Bedingungen der Wissensproduktion und die Autorität musealer Narrationen zu hinterfragen.

In der Museumspraxis ebnete dieser Paradigmenwechsel partizipativen Methoden den Weg (Bluche / Miera 2013a: 293), die im Kontext der Debatten über die Gestaltung von Museen in der Migrationsgesellschaft in Deutschland wieder verstärkt aufgegriffen werden.⁵⁶ Der Arbeitskreis Migration des Deutschen Museumsbundes hat auf der Grundlage der museologischen Debatten des letzten Jahres einen Leitfaden für die Museumsarbeit im Kontext von Migration erstellt (vgl. Deutscher Museumsbund 2013), in dem Multiperspektivität und Partizipation sogar als Schlüsselbegriffe der zukünftigen Museumspraxis gehandelt werden (ebd.: Vorbemerkung).

Ausgangspunkt des erstarkenden partizipativen Paradigmas ist die Annahme, dass „das im Museum dokumentierte Wissen und die hier institutionalisierten Wahrnehmungs- und Systematisierungsweisen begrenzt sind“ (Bluche / Miera 2013: 28), bzw. „eingeschränktes, aber dominantes Wissen produziert und bewahrt wird“ (ebd.). Und

⁵⁶ In den letzten Jahren fanden entsprechende Tagungen statt: z.B. „Das partizipative Museum“ am 18. und 19.11.2010 in Frankfurt am Main, sowie die Folgetagung „Das partizipative Museum“ vom 30.6. bis 1.7.2011 in Lenzburg (Schweiz); die ICOM Tagung „Participative Strategies“ vom 31.10. bis 3.11. in Berlin, sowie zuletzt die Jahrestagung des Museumsbunds „Alle Welt im Museum? Museen in der pluralen Gesellschaft“ von 6. bis 9.5. 2012 in Stuttgart.

zweitens wird davon ausgegangen, entgegen der bislang weit vorherrschenden Tendenz, Partizipation mit Entprofessionalisierung gleichzusetzen (Bluche u.a. 2013: 13), dass „auch Nicht-Museumsmitarbeiter ohne fachspezifische wissenschaftliche Ausbildung über Wissensbestände verfügen, die das bereits vorhandene Wissen [...] um neue Facetten erweitern oder sogar korrigieren können“ (ebd.: 31).

Deshalb gelte es, sich vom Ideal „fertiger“, kohärenter Erzählungen zu verabschieden und stattdessen Multiperspektivität bzw. „die Vielschichtigkeit von Bedeutungen und Interpretationsmöglichkeiten zuzulassen und zu vermitteln“ (Gesser u.a. 2012: 11) bzw. durch partizipative Prozesse „die jeweiligen Bedeutungen eines Themas gemeinsam mit den Benutzern [auszuhandeln]“ (Gesser u.a. 2012: 11). „Damit gleicht das partizipative Museum weniger einem Bildungsinstrument als vielmehr einer Kommunikationsplattform.“ (Gesser u.a. 2012: 11)

Voraussetzung partizipativer Strategien ist die Bereitschaft der Institution Museum, die eigene Autorität abzugeben, denn „[i]ndem sich das Museum für den Diskurs mit sogenannten Laien öffnet, stellt es die eigene Deutungsmacht beziehungsweise Herrschaftsposition zur Diskussion.“ (Bluche / Miera 2013: 31) „Displays in museums are not presented as closed parcels of knowledge, with meaning determined a priori by unchallengeable experts; [...] This does not mean that there is no role for professional knowledge and no role for expertise;“ (Jones 2010: xxi) Vielmehr geht es um eine „Neubewertung der Rolle der Kuratoren, die im inklusiven Museum [...] verstärkt die Rolle von Moderatoren, Begleitern, Mediatoren und auch immer wieder von Lernenden übernehmen“ (Miera / Bluche 2012: 61). „[K]nowledge and expertise are used to guide and inform the individual responses that visitors will have.“ (Jones 2010: xxi)

Immer mehr, wenn auch zunächst nur kleine Museen zeigen diese Bereitschaft und sind daran interessiert, sich mit der „gesellschaftlichen Vielfalt auseinanderzusetzen und deshalb inklusiv zu arbeiten, also einbindend und pluralistisch.“ (Bluche u.a. 2013: 14) Jan Gerchow, Direktor des historischen museums frankfurt, spricht sich beispielsweise im Rahmen der Neukonzeption seines Museums dezidiert für einen partizipativen Zugang aus:

In der Bevölkerung ist ein schier unerschöpfliches „Expertenwissen“ über ihre Stadt vorhanden. Das Museum will diese individuelle Expertise abfragen und in die Museumsarbeit integrieren. Das soll vor allem auf der Ebene der Sammlungen und der Ausstellungen geschehen. [...] Damit relativiert das Museum freiwillig den überkommenen, nach wie vor stark ausgeprägten Habitus quasi hoheitlicher oder wissenschaftlich legitimierter auktorialer Kompetenz seiner Kuratoren. (Gerchow 2012: 57)

Auch das Stadtmuseum Stuttgart will sich bei der Gestaltung seiner zukünftigen Dauerausstellung maßgeblich auf Partizipation und Multiperspektivität stützen (Dauschek 2012).

5.2.2 Strategien partizipativen Ausstellens und Sammelns

Was partizipative Methoden auf der Ebene der Ausstellungskonzeption bedeuten können, haben beide Museen bereits im Rahmen von Sonderausstellungen erprobt: Die für die Planung des Stadtmuseums Stuttgart Verantwortlichen veranstalteten 2011 im Linden-Museum Stuttgart die Ausstellung „Merhaba Stuttgart - oder die Geschichte vom Simit und der Brezel“. Diese basierte auf einer Zusammenarbeit mit Jugendlichen mit und ohne „Migrationshintergrund“ zweier Schulklassen, von denen über 100 Interviews mit selbst gewählten Interviewpartnern durchgeführt wurden, die in Folge Grundlage für die thematische Struktur der Ausstellung waren. Das historische museum frankfurt veranstaltet seit 2011 die partizipative Ausstellungsreihe „Stadtlabor-unterwegs“, die „in enger Zusammenarbeit mit wechselnden Gruppierungen aus der Stadtgesellschaft [entsteht]. Die jeweiligen Ausstellungsthemen wechseln und werden entweder direkt von den Gruppen eingebracht oder durch die Museumsmitarbeiter/innen angestoßen.“ (Stadtlabor-Unterwegs) Das Format soll als „Stadtlabor“ in die neue Dauerausstellung „Frankfurt JETZT!“ integriert werden.

Welche Formen eine partizipative Museumspraxis über die Ebene der Ausstellungskonzeption hinaus in der Sammlungsarbeit annehmen kann, wurde im Rahmen des Ausstellungsprojekts „NeuZugänge – Migrationsgeschichten in Berliner Sammlungen“ gezeigt. Diese Ausstellung wurde explizit als „Laborausstellung“ verstanden, welche die Möglichkeit bietet, partizipative Sammlungskonzepte zu erproben.

„NeuZugänge“ wurde von 29. Januar bis 27. März 2011 im Bezirksmuseum Friedrichshain-Kreuzberg gezeigt und entstand aus einer breit angelegten Kooperation der Projekte „Migration macht Geschichte“ und „Experimentierfeld Museologie“ mit

vier berliner Museen: dem Bezirksmuseum Friedrichshain-Kreuzberg, dem Stadtmuseum Berlin, dem Museum für Islamische Kunst und dem Werkbundarchiv - Museum der Dinge. An der Konzeption und Durchführung waren die bereits zitierten Kuratorinnen Frauke Miera und Lorraine Bluche maßgeblich beteiligt.

In der Ausstellungsvorbereitung für „NeuZugänge“ wurde ein vielversprechender, neuer Sammlungsansatz angewandt, der im Kontext des Migration Mainstreaming steht: Das Neusichten von Sammlungen. Objekte, die etwas über die Migrationsgesellschaft zu erzählen haben, wurden bislang meistens gesucht, indem vorhandene Sammlungen nach dem Schlagwort Migration gescannt wurden. Dieses Vorgehen kann allerdings dadurch, dass „KuratorInnen primär auf bereits Bekanntes zurückgreifen [...] zur Reproduktion von Klischées durch die Exponatauswahl führen (»das Kofferphänomen«)“ (Deuser 2012: 8). Für die Ausstellung „NeuZugänge“ wurden demgegenüber die vier teilnehmenden Museen gebeten, aus ihren Sammlungen je zwei Objekte auszuwählen, die etwas über „Migration“ erzählen, aber bisher nicht unter diesem Gesichtspunkt betrachtet und inventarisiert wurden. Die Objekte wurden in einem zweiten Schritt einer sogenannten Fokusgruppe (zu der nicht nur als „Migrant_innen“ wahrgenommene Menschen zählten) vorgelegt und von dieser kommentiert.⁵⁷ Die Perspektiven der Fokusgruppe flossen in Form von Zitaten zu den einzelnen Objekten in die Ausstellung ein.

Die zweite von insgesamt drei partizipativen Strategien, die im Rahmen des Projekts „NeuZugänge“ ausprobiert wurden, war es, acht Berliner_innen – diesmal „mit Migrationshintergrund“ – zu bitten, je ein Objekt zur Ausstellung beizusteuern, das ihrer Ansicht nach die Sammlung eines der beteiligten Museen „produktiv ergänzen könnte“ (Bluche u.a. 2013: 16). In Video-Interviews, die ebenso Teil der Ausstellung waren, erklärten die acht Personen ihre Wahl.

Drittens sollte es auch während der Laufzeit der Ausstellung den Besucher_innen ermöglicht werden, die Sammlung zu ergänzen. Sie waren sowohl eingeladen, eine Vitrine mit Objekten zu bestücken, als auch spontane Beiträge zu machen: „An einer Wand war ein stilisiertes Depotregal aus Pappe angebracht, an das die Besucherinnen

⁵⁷ Diese Vorgehensweise ist an die Methode des „revisiting collections“ angelehnt, die vom britischen „Museums, Libraries und Archives Council“ und dem „Collections Trust“ entwickelt wurde (Gerbich 2013: 45).

Die Auswahl der Fokusgruppe erfolgte, so die beteiligte Museologin Christine Gerbich „über bereits bestehende Netzwerke sowie über Multiplikatorinnen. Als Anreiz dienten Jahreskarten zweier beteiligter Museen“ (Gerbich 2013: 45).

und Besucher Objektvorschläge oder Ideen anheften konnten.“ (Gerbich 2013: 51)

Das Projekt „NeuZugänge“ wird beispielsweise vom Präsidenten des Deutschen Museumsbunds Dr. Volker Rodekamp als richtungsweisendes Vorbild gehandelt (vgl. Rodekamp 2013: 7). Die Strategie des partizipativen Neusichtens findet aktuell breite Resonanz: zum einen hat es sich das aktuell laufende Projekt des Museumsbunds, „Kulturelle Vielfalt im Museum: Sammeln, Ausstellen und Vermitteln“ mit dem Modul „Sammlungen neu sichten“ zur Aufgabe gemacht, in vier Museen unterschiedlicher Sparten erstmalig eine systematische Neusichtung in Angriff zu nehmen. (Bei „NeuZugänge“ wurde das Neusichten nur stichprobenartig durchgeführt.) Zum anderen ist das Konzept in den oben erwähnten, vom Arbeitskreis Migration erstellten Leitfaden eingeflossen. Dort heißt es: „Nicht für alle Museen sind Migration und kulturelle Vielfalt Themen innerhalb der bestehenden Sammlungen. Sammlungen neu befragen und erforschen können dagegen alle Museen!“ (Deutscher Museumsbund 2013: 7)

Susan Kamel, die maßgeblich an dem Projekt beteiligt war, äußert sich allerdings auch durchaus kritisch dazu, in partizipativen Sammlungs- und Ausstellungsformaten ein Allheilmittel zu sehen:

„Laut Sharon Macdonald [...] lauert in der Einbindung der Öffentlichkeit [...] auch die Gefahr, dass wir nur das wiederholen, was alle schon zu wissen glauben – was letztlich auch zu Wiederholung von Stereotypen führt.“ (Kamel 2013: 72) Aufgrund der Erfahrung mit der Laborausstellung kommt sie zu dem Schluss, dass „partizipative Elemente in der Ausstellungsentwicklung und -umsetzung nicht ausreichen, um tradierte und klischeehafte Herangehensweisen zu durchbrechen und neue Perspektiven zu ermöglichen“ (Kamel 2013: 73).

Zudem sei es notwendig „durch veränderte Strukturen auch Menschen, die bisher nur in den Vitrinen vorgeführt wurden, zu Museumsdirektorinnen, Kuratoren oder wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen, sprich Entscheidungsträgern, zu machen (Kamel 2013: 96f.). Sie verweist damit auf das Thema der institutionellen Öffnung von Museen, das zu Beginn der hier vorliegenden Arbeit betrachtet wurde.

5.2.3 Partizipation im Kontext einer Neubewertung der sozialen Funktion von Museen

Eine wichtige Erkenntnis aus dem Projekt „NeuZugänge“, zu welcher die Kurator_innen Bluche und Miera im Rahmen der Gespräche mit der Fokusgruppe kamen, ist,

dass bereits die Tatsache, dass vier Museen zu einer Diskussion über ihre Objekte und über eine geplante Ausstellung einladen, als etwas Ungewöhnliches und eine Form der Anerkennung empfunden wurde. [...] Die Teilnehmer äußerten, dass diese Erfahrung ihr Interesse an dem Besuch dieser Museen gesteigert habe. (Bluche / Miera 2013: 32)

Es wurde deutlich, dass partizipative Strategien nicht nur neue Wissensbestände eröffnen und multiperspektivische Erzählungen ermöglichen, sondern auch den Effekt haben, die Institution für neue Besucher_innen attraktiv zu machen:

Die Ergänzung kuratorialer Sichtweisen durch die externer Expertisen ist [...] nicht nur hilfreich, um Multiperspektivität zu erzeugen, sondern kann durch die Möglichkeit zur Identifikation überdies Nähe zum Publikum schaffen. (Gerbich 2013: 44)

[N]eue Arten der Kontextualisierung und damit neue Sichtweisen auf die Objekte anbieten [zu] können [...] ist meines Erachtens notwendig und konstruktiv, weil es der Diversität und Multiperspektivität unserer Gesellschaft gerechter wird. Es hilft uns auch, mehr Menschen anzusprechen (Kamel 2013: 90).

Aufgrund dieses Potenzials, spielen partizipative Methoden auch im Rahmen einer Reihe von Diskussionen im Diskurs um die Gestaltung der Museen in der Migrationsgesellschaft eine Rolle, die sich umfassender mit der gesellschaftlichen Relevanz von Museen in pluralen (vor allem Stadt-)Gesellschaften auseinandersetzen.

In Deutschland werden diese Auseinandersetzungen ebenfalls in erster Linie von städtischen Museen getragen. Auf einer Reihe von Tagungen wurde über die Bedeutung und Zukunft von deutschen Stadtmuseen im 21. Jahrhundert diskutiert.⁵⁸ Dass sich gerade Stadtmuseen als Vorreiter profilieren, wenn es um eine Neubewertung der gesellschaftlichen Relevanz von Museen geht, kann laut der Kulturwissenschaftlerin Magdalena Pyzio als Reaktion darauf verstanden werden, dass gesellschaftliche Diversität und Mobilität Städte in ganz besonderem Ausmaß betreffen und verändert haben. (Pyzio 2013: 252) Stadt(teil)geschichtliche Museen hätten, „[i]n der Tradition der Bürgergesellschaften des 19. Jahrhunderts verhaftet [...] in den letzten Jahrzehnten

⁵⁸ Das Stadtmuseum Berlin initiierte die Tagung „Die Stadt und ihr Gedächtnis. Zur Zukunft der Stadtmuseen“, die am 24.4.2009 stattfand. Die Museen der Stadt Nürnberg veranstalteten 2009 (18./19.9.) die Tagung „Wieviel Museum braucht eine Stadt?“ und 2012 (16./17. 11.) die Folgetagung unter dem Titel „Museum.macht.Identity. Zur Bedeutung der Stadtmuseen im 21. Jahrhundert“.

immer mehr den Bezug zu den Entwicklungsdynamiken globaler Lebensräume verloren“ (ebd.). Daraufhin wurden Auseinandersetzungen über die Funktion eines Stadtmuseums in Gang gesetzt und ein Perspektivenwechsel vollzogen, der „den Aktionsradius [des Museums] viel stärker in die Gegenwart der städtischen Lebenswelt [rückt]“ (ebd.: 253): Stadtmuseen sehen ihre Rolle vermehrt darin, „Mediator[en] in den Aushandlungsprozessen über die Probleme der Gegenwart und die Visionen für die Zukunft einer Stadt“ zu sein (ebd.).

Auch diese „Hinwendung zu Gegenwartsthemen“ (Gesser u.a. 2012: 10) stärkt den „Trend zu partizipativen Methoden“ (ebd.). Denn Bedingung dafür, Museen als Foren der „glokalen Community“⁵⁹ zu etablieren ist es, die Bevölkerung zunächst überhaupt ins Museum zu holen, was durch partizipative Strategien, wie gezeigt wurde, am ehesten erreicht wird.

Die gesellschaftliche Relevanz von Museen vermehrt in ihrer Rolle als Kommunikationsräume zu sehen und in diesem Kontext zunehmend auf partizipative Museumsarbeit zu setzen, ist allerdings keine Entwicklung mehr, die sich auf stadt(teil)geschichtliche Museen beschränkt: Wie bereits gezeigt, hat im Jahr 2012 mit dem Konzept des Interkulturellen Audience Developments ein Ansatz seinen Weg in die kulturpolitische Debatte gefunden, der Partizipation propagiert, um Kultureinrichtungen im Allgemeinen zu „Treffpunkten“ und „(Aus-)Handlungsfeldern“ zu machen (Mandel 2013a: 15):

In einem interkulturellen Audience Development geht es [...] nicht nur darum, mehr und neues Publikum, [...] zu gewinnen, sondern auch um interkulturelle Veränderungsprozesse von Kultureinrichtungen mit dem Ziel, diese zu Gemeinschaft stiftenden Treffpunkten und spielerischen (Aus-)Handlungsfeldern für vielfältige Gruppen einer Gesellschaft zu machen. (ebd.: 15f.)

Aus dem bereits erwähnten, wegweisenden nordrhein-westfälischen Modellprojekt zum Interkulturellen Audience Development wurde der Schluss gezogen, dass es hinsichtlich dieser Zielbestimmung am erfolgversprechendsten sei, „bewusst partizipativ zu arbeiten“ (Mandel 2013c: 152). Partizipation sei der Schlüssel, „um ein vielfältiges, breites Publikum zu gewinnen“ (ebd.: 153), denn interessanterweise hätten „sowohl

⁵⁹ Der Begriff geht auf die Kurator_innen Bluche und Miera zurück, die darunter „alle Personen und Gruppen, die sich im Einzugsbereich eines Museums bewegen, die im Austausch mit ihm stehen oder idealerweise stehen sollten“, verstehen (Bluche u.a. 2013: 17f.).

Menschen mit populären Kulturinteressen als auch das Stammpublikum großes Interesse an solchen Programmen“ (ebd.: 152).

Durch Partizipation könnten Museen und vor allem auch Theater somit zunehmend zu Orten werden, die öffentliche Kommunikation und Diskussion ermöglichen. Es könnten

Austauschprozesse an[ge]reg[t] [werden] u.a.: zwischen Menschen unterschiedlicher regionaler Herkunft, zwischen Menschen mit und ohne eigene oder familiäre Migrationserfahrung, zwischen Menschen unterschiedlicher Bildung und unterschiedlicher sozialer Milieus, zwischen Menschen unterschiedlicher Generationen oder auch zwischen „digital Natives“ und den in der analogen Kultur Sozialisierten (Mandel 2013a: 14f.)

Zum einen könnten Kultureinrichtungen damit wieder „relevant sein für das Leben der Menschen [...], indem sie aktuelle Fragen und Probleme aufgreifen und mit ihren künstlerischen Mitteln an Lösungen arbeiten“ (Mandel / Redlberger 2013: 76).

Zum anderen wird darin das Potenzial gesehen „Differenzen zu überwinden [...] [bzw.] zu persönlicher Interaktion und zum Dialog, zu Übereinstimmung und wechselseitigem Verständnis zu gelangen“ (Donna Walker Kuhne zit. nach Mandel 2013a: 11) und so zur „Stärkung des gesellschaftlichen Zusammenhalts“ (Gerbich 2013: 40f.) in der Migrationsgesellschaft beizutragen.

6. Conclusio

Im Rahmen dieser Arbeit wurde untersucht, inwiefern das Themenfeld „Migration und Integration“ auch in den Kultureinrichtungen, insbesondere den Museen in Deutschland angekommen ist. Das Forschungsinteresse galt dem Diskurs über die Gestaltung des Kultursektors im Kontext von Migration und damit einer ganzen Bandbreite an Diskussionen.

Deutlich bestätigt wurde die Annahme, in der Analyse auf sehr unterschiedliche Vorstellungen davon zu stoßen, welche Fragestellungen zunächst überhaupt mit dem Stichwort „Migration“ verbunden sind, welche Herausforderungen sich den Museen stellen, welche Ziele erstrebenswert wären und welche Strategien es daraufhin in der Museumsarbeit zu verfolgen gilt.

Die Betrachtung der Integrationspläne der Bundesregierung hat gezeigt, dass die Politik die Gesellschaft als „Einwanderungsgesellschaft“ begreift, in der sich die Herausforderung aus der den „Menschen mit Migrationshintergrund“ zugeschriebenen natio-ethno-kulturellen Andersheit ergibt. „Damit Menschen aus unterschiedlichen Kulturen auf Dauer friedlich zusammenleben“ (NIP: 13) wird die Notwendigkeit speziell auf die „Menschen mit Migrationshintergrund“ fokussierter Maßnahmen gesehen. Auffällig ist, wie viel Bedeutung dabei der Beherrschung der deutschen Sprache beigemessen wird. Deutschkenntnisse werden auch als Schlüssel zu den Kultureinrichtungen beschrieben. Von diesen wird zwar die Bereitschaft erwartet, sich „interkulturell zu öffnen“ und zum „interkulturellen Dialog“ beizutragen. Die Notwendigkeit grundsätzlicher Veränderungen in der Arbeitsweise von Museen wird dabei allerdings nicht gesehen. Es gelte „Menschen mit Migrationshintergrund“ in die Belegschaft und ihr Kulturschaffen in die Programme der Institutionen aufzunehmen, sie als potenzielle Besucher_innengruppe zu berücksichtigen und sich mittels „interkultureller Kompetenz“ auf ihre Anwesenheit einzustellen. Die natio-ethno-kulturelle Herkunft wird dabei zum Kriterium gemacht und so als vermeintlich aussagekräftiges Differenzmerkmal reproduziert.

In Abgrenzung dazu, sieht der Ansatz des Interkulturellen Audience Developments die

Notwendigkeit, auch im Kontext von Migration nicht aus den Augen zu verlieren, dass die signifikanten Unterschiede in der Bevölkerung vielmehr sozio-ökonomischen Ursprungs sind. Die Frage, die sich für Kultureinrichtungen stellt, sei, wie ein diverses Publikum – in Bezug auf vielfältige Differenzmerkmale, allen voran der sozialen Herkunft – in die Museen und Theater geholt werden kann. In diesem Zusammenhang wird, wiederum im Gegensatz zum Entwurf der Politik, ganz entscheidend die Notwendigkeit grundsätzlicher Neuorientierungen im Kulturbetrieb, seinen „Formaten und Programmen“ gesehen (vgl. Birgit Mandel zit. nach Klahn 2013). Dabei ist das Anliegen des Interkulturellen Audience Developments nicht die Gewinnung von Publikum zum Selbstzweck oder aus rein ökonomischen Gründen. Vielmehr ist die Vision dahinter, Kultureinrichtungen als Kommunikationsräume einer vieler Hinsicht vielfältigen Gesellschaft zu etablieren, in denen Austausch und Diskussion über Fragen des Zusammenlebens stattfinden können.

Der Migrationsforscher Mark Terkessidis propagiert mit seinem Programm „Interkultur“ ebenfalls eine Herangehensweise, welche von der Differenzierung zwischen Menschen mit und ohne „Migrationshintergrund“ und der damit einhergehenden Idee von „Norm und Abweichung“ (Terkessidis 2010: 125) Abstand nimmt. Er regt dazu an, sich bei den Überlegungen zur Gestaltung der Migrationsgesellschaft vom Prinzip der „Barrierefreiheit“ leiten zu lassen, um Chancengleichheit herzustellen, statt „Menschen mit Migrationshintergrund“ in den Kulturinstitutionen – beispielsweise über die Kulturförderung – einen Sonderstatus zu verleihen.

Im vierten Kapitel hat sich gezeigt, dass es im Diskurs um die Gestaltung der Museen in der Migrationsgesellschaft auch Stimmen gibt, die sich nicht auf die Frage beschränken, wer physisch in den Institutionen vertreten ist. Mit der Diskussion über die geschichtskulturelle Repräsentation der Migration ist auch die Frage nach der symbolischen Teilhabe an der deutschen Gesellschaft Gegenstand des Diskurses. Seit einigen Jahren und zunehmend intensiv wird über die Erweiterung der deutschen Erinnerungskultur diskutiert. Im Zentrum dieser Debatte steht der Verein DoMiD und die Forderung nach einem Migrationsmuseum. Ausgehend von einer Bestandsaufnahme

wie „Migrationsgeschichten“ bereits in der deutschen Museumslandschaft verankert sind, habe ich nachgezeichnet, dass in dieser Diskussion entscheidende Lernprozesse durchlaufen wurden: Es hat eine Verschiebung stattgefunden, von der Idee eines *Immigrationsmuseums*, zur Idee eines Migrationsmuseum als „Zentrum für Geschichte und Kultur der Migrationsgesellschaft“, mit dem Ziel „Migration als Normalfall zu vermitteln“ und so „das Fundament einer gemeinsamen, transkulturellen Identität“ zu schaffen (DoMiD). Darüberhinaus hat mit dem Migration Mainstreaming ein Ansatz Eingang in die kulturpolitische Debatte gefunden, der dazu anregt, national verkürzte Narrative in bestehenden Ausstellungen und Museen aller Sparten zu überwinden.

Im fünften Kapitel wurde zum einen der topografische Zugang zur Darstellung von Migrationsgeschichte beleuchtet und zum anderen gezeigt, dass ausgehend von den Debatten über die Gestaltung von Museen in der Migrationsgesellschaft in Deutschland verstärkt partizipative Methoden in die Museumspraxis aufgenommen werden. Ausgehend von einer selbstreflexiven Infragestellung der eigenen Deutungshoheit und in Verbindung mit dem Leitbild der Multiperspektivität erproben vor allem Stadt(teil)museen neue Strategien, bei denen die Grenzen des Sammelns, Ausstellens und Vermittelns zusehends verschwimmen. Auf theoretischer Ebene wird diese Tendenz von einer grundlegenden Neubewertung der gesellschaftlichen Funktion von Museen begleitet. Sie werden mehr und mehr als Treffpunkte konzeptualisiert, die, indem sie ihre soziale Exklusivität überwinden, wichtige Kommunikationsräume einer pluralen Gesellschaft sein können.

Damit hat sich erwiesen, dass im Rahmen der Diskussionen über die Gestaltung der Museen in der Migrationsgesellschaft das zentrale Anliegen der Neuen Museologie „of dismantling the museum as an ivory tower of exclusivity and toward the construction of a more socially responsive cultural institution in service to the public“ (Gail Anderson zit. nach Baur 2009: 54) wieder aufgegriffen wird.

Sowohl beim Interkulturellen Audience Development als auch im Kontext der Neuausrichtung einiger Stadtmuseen wird verstärkt bei der sozialen Exklusivität des Museums angesetzt. Jan Gerchow, Direktor des historischen museums frankfurt sieht daher in den aktuellen Diskussionen explizit „die Möglichkeit, den seit den 1970-er Jahren nicht eingelösten Anspruch auf gleiche Bildungschancen und Teilhabe am

kulturellen Angebot erneut zu einer starken Agenda zu machen“ (Gerchow 2012: 56).

Museen setzen sich auch tendenziell bewusster mit ihrer sozialen und politischen Rolle auseinander. Es wird mehr und mehr zu einem Anliegen erklärt, „relevant [zu] sein für das Leben der Menschen [...], indem sie aktuelle Fragen und Probleme aufgreifen und mit ihren künstlerischen Mitteln an Lösungen arbeiten“ (Mandel / Redlberger 2013: 76).

Zudem scheinen neue Konzepte der Gesellschaftsbeschreibung, allen voran der Transnationalismus in den museologischen Debatten angekommen zu sein. Während die Maßnahmen der Integrationspläne noch damit begründet werden, dass „[d]amit Menschen aus unterschiedlichen Kulturen auf Dauer friedlich zusammenleben, [...] große Anstrengungen erforderlich“ seien (NIP: 13), wird in den Diskussionen über die Repräsentation der Migrationsgeschichte mittlerweile, allen voran vom Verein DoMiD, das Ziel formuliert, nationale Narrative zu überwinden und zu einer „gemeinsamen, transkulturellen Identität“ (DoMiD) beizutragen.

Auch wenn es äußerst fraglich bleibt, ob es zur Gründung eines Migrationsmuseums für Deutschland kommen wird, zeichnet sich doch eindeutig ab, dass die etablierten Einrichtungen neue Wege gehen wollen. Und trotz der in den Integrationsplänen dargelegten Programmatik fließen mittlerweile auch Fördermittel des Bundes in Projekte wie das erwähnte Projekt „Kulturelle Vielfalt im Museum: Sammeln, Ausstellen und Vermitteln“, im Rahmen dessen auch Naturkunde- oder Kunstmuseen erste Schritte in Richtung eines Migration Mainstreamings gehen. Die neuen Stadtmuseen in Stuttgart und Frankfurt sind so gesehen womöglich nur der Auftakt für den „Soundtrack der Migrationsgesellschaft“, von dem Joachim Baur gesprochen hat.

Bibliografie

Anderson, Benedict (1996): Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Frankfurt / New York: Campus.

Arendt, Hannah (1989): Menschen in finsternen Zeiten. Herausgegeben von Ursula Ludz. München / Zürich: Piper.

Assmann, Jan (2007 [1992]): Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München: Beck.

Ataç, Ilker / Rosenberger, Sieglinde (Hg.) (2013): Politik der Inklusion und Exklusion. Göttingen: V&R unipress.

Ataç, Ilker / Rosenberger, Sieglinde (2013a): Einleitung. In: (dies.) (Hg.) Politik der Inklusion und Exklusion. Göttingen: V&R unipress, 9-17.

Ataç, Ilker / Rosenberger, Sieglinde (2013b): Inklusion/Exklusion – Ein relationales Konzept der Migrationsforschung. In: (dies.) (Hg.) Politik der Inklusion und Exklusion. Göttingen: V&R unipress, 35-52.

Basch, Linda / Glick Schiller, Nina / Blanc-Szanton, Cristina (1997): Nations Unbound. Transnational Projects, Postcolonial Predicaments and Deterritorialized Nation-States. Amsterdam (u.a.): Gordon and Breach.

Baumann, Zygmunt (2000): Vom Nutzen der Soziologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Baur, Joachim (2006): Ein Migrationsmuseum der anderen Art. Das Deutsche Auswandererhaus in Bremerhaven. In: WerkstattGeschichte 42 (2006), 97-103.

Baur, Joachim (2009): Die Musealisierung der Migration. Einwanderungsmuseen und die Inszenierung der multikulturellen Nation: Bielefeldt: Transcript.

Baur, Joachim (2010a): Museumsanalyse: Zur Einführung. In: Ders. (Hg.): Museumsanalyse. Methoden und Konturen eines neuen Forschungsfeldes. Bielefeld: Transcript, 7-14.

Baur, Joachim (2010b): Was ist ein Museum? Vier Umkreisungen eines widerspenstigen Gegenstandes. In: Ders. (Hg.): Museumsanalyse. Methoden und Konturen eines neuen Forschungsfeldes. Bielefeld: Transcript, 15-48.

Baur, Joachim (2010c): Migration – Kultur – Integration. Und die Rolle des Museums? Vorläufige Vermessungen eines unwägbaren Terrains. In: Museumskunde, 2010/75/1, 12-19.

Baur, Joachim (2012a): Bemerkungen zum Stand von Sammlung und Darstellung der Migrationsgeschichte. In: Dokumentation zur Tagung: Stand der Dinge. Sammlung und

Darstellung der Migrationsgeschichte, 9-13.

Baur, Joachim (2012b): Moving On – oder: Die letzte Migrationsausstellung. Versuch einer Bestandsaufnahme. In: *Museumskunde*, 2012/77/2, 7-12.

Bayer, Natalie (2012): Zur Notwendigkeit neuer Bilderproduktionen der Migration im Museum. In: *Dokumentation zur Tagung: Stand der Dinge. Sammlung und Darstellung der Migrationsgeschichte*, 52-56.

Belwe, Katharina (2009): Editorial. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 2009/5, 1.

Beyersdörfer, Frank (2004): *Multikulturelle Gesellschaft. Begriffe, Phänomene, Verhaltensregeln*. Münster: LIT Verlag.

Bienfait, Agathe (2006): *Im Gehäuse der Zugehörigkeit. Eine kritische Bestandsaufnahme des Mainstream-Multikulturalismus*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Billig, Michael (1995): *Banal Nationalism*. London: Sage Publications.

Blaschka-Eick, Simone (2012): „...und irgendwo dazwischen ich“. Das Deutsche Auswandererhaus Bremerhaven nach seiner Erweiterung um 300 Jahre Einwanderungsgeschichte im Frühjahr 2012. In: *Museumskunde*, 2012/77/2, 40-49.

Bluche, Lorraine (u.a.) (2013): Einleitung. In: Dies. (Hg.): *NeuZugänge. Museen, Sammlungen und Migration. Eine Laborausstellung*. Bielefeld: Transcript, 11-19.

Bluche, Lorraine / Miera, Frauke (2013). Partizipatives Sammeln in der Einwanderungsgesellschaft. In: Bluche, Lorraine (u.a.) (Hg.) (2013): *NeuZugänge. Museen, Sammlungen und Migration. Eine Laborausstellung*. Bielefeld: Transcript, 23-38.

Bluche, Lorraine / Miera, Frauke (2013a): Geteilte Erinnerungsräume. Zur Vision eines inklusiven Museums aus kuratorischer Sicht. In: Ackermann, Felix / Boroffka, Anna / Lersch, Gregor H. (Hg.): *Partizipative Erinnerungsräume. Dialogische Wissensbildung in Museen und Ausstellungen*. Bielefeld: Transcript, 293-311.

Breidenbach, Joana / Nyíri, Pál (2001): Interkulturelle Kompetenz als Business. In: *Organisationsentwicklung*, 2001/4, 71-75.

Broden, Anne (2005): Begrüßung und Einführung in die Thematik. In: *Dokumentation zur Tagung: Erinnerung in der Einwanderungsgesellschaft*, 5-7.

Broden, Anne / Mecheril, Paul (2007): Migrationsgesellschaftliche Re-Präsentationen. Eine Einführung. In: Dies. (Hg.): *Re-Präsentationen. Dynamiken der Migrationsgesellschaft*. Düsseldorf: o.V., 7-28.

Burmeister, Stefan (2012): *Homo migrans. Migration und die plurale Gesellschaft*, eine

Herausforderung für die archäologischen Museen. In: *Museumskunde*, 2012/77/2, 30-37.

Butterwege, Carolin (2005): Von der „Gastarbeiter“-Anwerbung zum Zuwanderungsgesetz. Migrationsgeschehen und Zuwanderungspolitik in der Bundesrepublik. In: *Dossier Migration*. Bundeszentrale für politische Bildung. <http://www.bpb.de/gesellschaft/migration/dossier-migration/56377/migrationspolitik-in-der-brd> [letzter Zugriff: 19.11.2013]

Castel, Robert (2008): Die Fallstricke des Exklusionsbegriffs. In: Bude, Heinz / Willisch, Andreas (Hg.): *Exklusion. Die Debatte über die «Überflüssigen»*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 69-86.

Cornelißen, Christoph (2003): Was heißt Erinnerungskultur? Begriff, Methoden, Perspektiven. In: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, 2003/54/10, 548-563.

CSU (2007): Chancen für alle! In Freiheit und Verantwortung gemeinsam Zukunft gestalten. Grundsatzprogramm der CSU vom 28.09.2007. <http://www.csu.de/uploads/cscontent/grundsatzprogramm.pdf> [letzter Zugriff: 14.10.2013]

Dahlvik, Julia / Fassmann, Heinz (2012): *Migrations- und Integrationsforschung – multidisziplinäre Perspektiven. Ein Reader. Migrations- und Integrationsforschung 1, 2. Auflage*. Göttingen: V&R unipress.

Danielzik, Chandra-Milena / Bendix, Daniel (2010): *Exotismus. »Get into the mystery...« der Verflechtung von Rassismus und Sexismus*. <http://www.freiburg-postkolonial.de/Seiten/2010-Danielzik-Bendix-Exotismus.htm> [letzter Zugriff: 23.6.2013]

Dauschek, Anja (2012): Stadtgeschichte = Migrationsgeschichte. Ein Werkstattbericht zur Planung des Stadtmuseums Stuttgart. In: *Museumskunde*, 2012/77/2, 50-54.

Der Ministerpräsident des Landes Nordrhein-Westfalen (2010): *Von Kult bis Kultur. Von Lebenswelt bis Lebensart. Ergebnisse der Repräsentativuntersuchung „Lebenswelten und Milieus der Menschen mit Migrationshintergrund in Deutschland und NRW“*. http://www.sinus-institut.de/uploads/tx_mpdownloadcenter/Lebenswelten_und_Milieus_2009.pdf [letzter Zugriff: 15.9.2013]

Dereje, Cornelia (2004): Der Wandel kollektiver Identität: Von der Kultur der „Ethnie“ zur Kultur der „Lebensstile“. In: Eder, Klaus / Rauer, Valentin / Schmidtke, Oliver (Hg.): *Die Einhegung des Anderen. Türkische, polnische und russlanddeutsche Einwanderer in Deutschland*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 207-245.

Deuser, Patricia (2012): *Migration im Museum. Zum aktuellen Stand der Auseinandersetzungen mit den Themen Migration und kultureller Vielfalt in deutschen*

Museen.

http://www.museumsbund.de/fileadmin/geschaefts/dokumente/Wir_Projekte/migration_im_museum_p.deuser.pdf [letzter Zugriff: 17.9.2013]

Deutscher Museumsbund (2010): Migration. Museumskunde 2010/75/10.

Deutscher Museumsbund (2012): Alle Welt im Museum? Museen in der pluralen Gesellschaft. Museumskunde, 2012/77/2.

Deutscher Museumsbund (2013): Leitfaden: Museen, Migration und kulturelle Vielfalt. Handreichungen für die Museumsarbeit.

DoMiD (2012): Vorwort. In: Dokumentation zur Tagung: Stand der Dinge. Sammlung und Darstellung der Migrationsgeschichte, 1.

Dori, Aikaterini (2010): Museum und nationale Identität. Überlegungen zur Geschichte und Gegenwart von Nationalmuseen. In: Dröge, Kurt / Hoffmann, Detlef (Hg.): Museum revisited. Transdisziplinäre Perspektiven auf eine Institution im Wandel. Bielefeld: Transcript, 209-222.

Eder, Klaus / Rauer, Valentin / Schmidtke, Oliver (2004): Das Eigene und das Fremde. Zur politischen Semantik von Inklusion und Exklusion. In: Dies. (Hg.): Die Einhegung des Anderen. Türkische, polnische und russlanddeutsche Einwanderer in Deutschland. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 11-28.

Engler, Marcus / Hummitzsch, Thomas (2007): Deutschland: Nationaler Integrationsplan verabschiedet. In: Migration und Bevölkerung. Das Online-Portal zur Migrationsgesellschaft
<http://www.migration-info.de/artikel/2007-08-22/deutschland-nationaler-integrationsplan-verabschiedet> [letzter Zugriff: 20.11.2013]

Eryilmaz, Aytac / Rapp, Martin (2003): Auf dem Weg zu einem Migrationsmuseum: Ein Migrationsmuseum in Deutschland - Thesen und Entwürfe. In: Dokumentation zur Tagung: Ein Migrationsmuseum in Deutschland. Thesen, Entwürfe und Erfahrungen, 27-34.

Eryilmaz, Aytac / Rapp, Martin (2005): Geteilte Erinnerungen. In: Kölnischer Kunstverein (u.a.) (Hg.): Projekt Migration. Köln: DuMont, 578-585.

Eryilmaz, Aytac / Schade, Wulf (2006): Auf dem Weg zu einem Migrationsmuseum. Erinnerungs- und Lernort für die Einwanderungsgesellschaft. In: Behrens, Heidi / Motte, Jan (Hg): Politische Bildung in der Einwanderungsgesellschaft. Schwalbach: Wochenschau-Verlag, 202-213.

Eryilmaz, Aytac (2007): The political significance of a museum of migration in Germany. In: Museum International, 2007/59/1-2, 127-136.

Eryilmaz, Aytac / Rapp, Martin: (2009): Wer spricht? Geteilte Erinnerungen in der Migrationsgesellschaft. In: Institut für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft

(Hg.): Erinnerungskulturen und Geschichtspolitik. Jahrbuch für Kulturpolitik 2009. Bd 9. Essen: Klartext, 271-279.

Eryilmaz, Aytaç (2012): Migrationsgeschichte und die nationalstaatliche Perspektive in Archiven und Museen. In: Wonisch, Regina / Hübel, Thomas (Hg.): Museum und Migration: Konzepte-Kontexte-Kontroversen. Bielefeld: Transcript, 33-48.

Faschingeder, Gerald (2003): Themenverfehlung Kultur? Zur Relevanz der Kulturdebatte in den Entwicklungstheorien. In: Faschingeder, Gerald / Kolland, Franz / Wimmer, Franz (Hg.): Kultur als umkämpftes Terrain. Paradigmenwechsel in der Entwicklungspolitik? Wien: Promedia, 9-32.

Fehr, Michael (2010): Überlegungen zu einem »Migrationsmuseum« in der Bundesrepublik. In: Museumskunde, 2010/75/1, 67-70.

Fick, Patrick (2007): Diversity Management in Deutschland. xEin Wandel des Umgangs mit kultureller Vielfalt. Motor für einen gesellschaftlichen Perspektivenwechsel? http://www.migration-boell.de/downloads/diversity/DiM_in_Deutschland.pdf [letzter Zugriff: 23.6.2013]

Filsinger, Dieter (2002): Interkulturelle Öffnung Sozialer Dienste. Expertise im Auftrag der Regiestelle E&C der Stiftung SPI. Saarbrücken / Berlin. <http://www.eundc.de/pdf/07700.pdf> [letzter Zugriff: 25.6.2013]

Fraas, Claudia / Klemm, Michael (2005): Diskurse – Medien – Mediendiskurse. Begriffsklärungen und Ausgangsfragen. In: Dies. (Hg.): Mediendiskurse. Bestandsaufnahme und Perspektiven. Frankfurt am Main (u.a.): Peter Lang, 1-8.

Frankfurter Allgemeine Zeitung (2007): Jährlich 750 Millionen Euro für die Eingliederung von Ausländern. <http://www.faz.net/aktuell/politik/inland/nationaler-integrationsplan-jaehrlich-750-millionen-euro-fuer-die-eingliederung-von-auslaendern-1462385.html> [letzter Zugriff: 20.11.2013]

Geißler, Rainer (2003): Multikulturalismus in Kanada. Modell für Deutschland? In: Aus Politik und Zeitgeschichte, 2003/26, 19-25.

Gerbich, Christine (2013): Neue Zugänge durch partizipative Strategien bei der Ausstellungsentwicklung. In: Bluche, Lorraine (u.a.) (Hg.) (2013): NeuZugänge. Museen, Sammlungen und Migration. Eine Laborausstellung. Bielefeld: Transcript, 39-57.

Gerchow, Jan (2012): Stadtmuseen im Zeichen der Globalisierung. Positionen für die Neukonzeption des historischen museums frankfurt. In: Museumskunde, 2012/77/2, 55-59.

Gesser, Susanne (u.a.) (2012): Das partizipative Museum. In: Dies. (u.a.) (Hg.) Das

partizipative Museum. Zwischen Teilhabe und User Generated Content. Bielefeld: Transcript, 10-15.

Giesecke, Dana / Welzer, Harald (2012): Das Menschenmögliche. Zur Renovierung der deutschen Erinnerungskultur. Hamburg: Körber-Stiftung.

Glick Schiller, Nina (2010): A global perspective on transnational migration. Theorising migration without methodological nationalism. In: Bauböck, Rainer / Faist, Tomas (Hg.): *Diaspora and Transnationalism. Concepts, Theories and Methods*. [o.O.]: Amsterdam University Press, 109-129.

Gomolla, Mechtild (2010): Institutionelle Diskriminierung. Neue Zugänge zu einem alten Problem. In: Hormel, Ulrike / Scherr, Albert (Hg.): *Diskriminierung. Grundlagen und Forschungsergebnisse*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 61-93.

Görtemaker, Manfred (2009): Zur politischen Diskussion der Leitkultur in der Bundesrepublik. In: Jasper, Willi (Hg.): *Wieviel Transnationalismus verträgt die Kultur?* Berlin: Verlag Dr. Köster, 62-80.

Grütter, Heinrich Theodor (1998): Zur Theorie historischer Museen. In: Blanke, Horst Walter; Jaeger, Friedrich; Sandkühler, Thomas (Hg.): *Dimensionen der Historik. Geschichtstheorie, Wissenschaftsgeschichte und Geschichtskultur heute*. Jörn Rüsen zum 60. Geburtstag. Köln; Weimar; Wien: Böhlau, 179-193.

Ha, Kien Nghi (2009): The White German's Burden. Multikulturalismus und Migrationspolitik aus postkolonialer Perspektive. In: Hess, Sabine / Binder, Jana / Moser, Johannes (Hg.) *NoIntegration?! Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Integrationsdebatte in Europa*. Bielefeld: Transcript, 51-72.

Hall, Stuart (1992): The West and the Rest. Discourse and Power. In: Gieben, Bram / Hall, Stuart (Hg.): *Formations of Modernity*. Cambridge: Polity Press, 275-320.

Hall, Stuart (Hg.) (1997): *Representation. Cultural Representations and Signifying Practices*. London / Thousand Oaks / New Delhi: Sage / Open University.

Hess, Sabine / Moser, Johannes (2009): Jenseits der Integration. Kulturwissenschaftliche Betrachtungen einer Debatte. In: Hess, Sabine / Binder, Jana / Moser, Johannes (Hg.) *NoIntegration?! Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Integrationsdebatte in Europa*. Bielefeld: Transcript, 11-26.

Hintermann, Christiane / Johansson, Christina (Hg.) (2010): *Migration and Memory. Representation of Migration in Europe since 1960*. Innsbruck / Wien / Bozen: Studien-Verlag.

Hintermann, Christiane (2010): „...that migration simply and really is the absolute normality“ – The Narration of Austrian Immigration History in Exhibitions. In: Hintermann, Christiane / Johansson, Christina (Hg.) *Migration and Memory. Representation of Migration in Europe since 1960*. Innsbruck / Wien / Bozen: Studien-

Verlag, 162-181.

Huntington, Samuel P. (1996): *The Clash of Civilizations. Remaking of World Order*. New York: Touchstone.

Huntington, Samuel P. (2002): *Kampf der Kulturen. Die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert*. München: Goldmann.

Hüttermann, Jörg (2009): Zur Soziogenese einer kulturalisierten Einwanderungsgesellschaft. In: Ezli, Özkan / Kimmich, Dorothee / Werberger, Annette (Hg.) *Wider den Kulturenzwang. Migration, Kulturalisierung und Weltliteratur*. Bielefeld: Transcript, 95-133.

Jagus, Birgit (2008): Ohne Partizipation keine Zukunft! Lebensrealitäten und Perspektiven von Jugendlichen mit Migrationshintergrund. In: Reader zum Fachgespräch: „Rassismus bildet“. *Bildungsperspektiven unter Bedingungen rassistischer Normalität*, 99-102.

Jeismann, Karl-Ernst (1977): Didaktik der Geschichte. Die Wissenschaft von Zustand, Funktion und Veränderung geschichtlicher Vorstellungen im Selbstverständnis der Gegenwart. In: Kosthorst, Erich (Hg.): *Geschichtswissenschaft. Didaktik, Forschung, Theorie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 9-33.

Jones, Sam (2010): *Reframing Difference: Museums, Cross-cultural Communication and the Representation of Refugees*. In: Skartveit, Hanne-Lovise / Goodnow, Katherine (Hg.) (2010): *Changes in Museum Practice. New Media, Refugees and Participation*. New York (u.a.): Berghahn Books, xi-xxiv.

Kamel, Susan (2013): Gedanken zur Langstrumpfizierung musealer Arbeit. Oder. Was sich aus der Laborausstellung „NeuZugänge“ lernen lässt. In: Bluche, Lorraine (u.a.) (Hg.) (2013): *NeuZugänge. Museen, Sammlungen und Migration. Eine Laborausstellung*. Bielefeld: Transcript, 69-97.

Kaschuba, Wolfgang (1995): Kulturalisierung: Kultur statt Gesellschaft? In: *Geschichte und Gesellschaft*, 1995/21, 80-95.

Kerner, Ina (2009): *Differenzen und Macht. Zur Anatomie von Rassismus und Sexismus*. Frankfurt am Main: Campus, 44-167.

Kilic, Mehmet (2012): Der Nationale Aktionsplan verdient seinen Namen nicht. In: Dossier der Heinrich Böll-Stiftung: *Der Nationale Integrationsplan auf dem Prüfstand*. In: Thema: *Der Integrationsgipfel 2012*
http://migration-boell.de/web/integration/47_3170.asp [letzter Zugriff: 20.11.2013]

Klahn, Andrej (2013): „Was leisten die Künste für die Gesellschaft?“ Interview mit Birgit Mandel. In: K. West. *Das Kulturmagazin des Westens*, 2013/9.
<http://www.kulturwest.de/kulturpolitik/detailseite/artikel/schauen-was-die-kuenste-fuer-die-gesellschaft-leisten-koennen/> [letzter Zugriff: 31.10.2013]

- Kogoj, Cornelia / Ongan, Gamze (2012): Die Ausstellung Gastarbjateri – 40 Jahre Arbeitsmigration. Migrationsgeschichte aus NGO-Perspektive. In: Wonisch, Regina / Hübel, Thomas (Hg.): Museum und Migration. Konzepte-Kontexte-Kontroversen. Bielefeld: Transcript, 89-113.
- Kolland, In: Institut für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft (Hg.): Erinnerungskulturen und Geschichtspolitik. Jahrbuch für Kulturpolitik 2009. Bd 9. Essen: Klartext, 227-246.
- Kolb, Arnd (2012): „Alle Welt bereits im Haus“. DoMiD – Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland. In: Museumskunde, 2012/77/2, 13-17.
- König, Alexandra (2013): Das Recht auf internationalen Schutz verhandeln: Ein- und Ausschluss von Asylsuchenden im parlamentarischen Diskurs. In: Ataç, Ilker / Rosenberger, Sieglinde (Hg.): Politik der Inklusion und Exklusion. Göttingen: V&R unipress, 197-214.
- König, Mareike / Ohliger, Rainer (2006): Facing Migration Hinstory in Europe. Between Oblivion and Representation. In: Dies (Hg.): Enlarging European Memory. Migration Movements in Historical Perspective. Ostfildern: Jan Thorbecke, 11-19.
- Kooperationsverbund Jugendsozialarbeit (2008): Der Nationale Integrationsplan: zwischen Euphorie und Boykott. Eine Agenda auf dem Prüfstand. In: Dreizehn. Zeitschrift für Jugendsozialarbeit, 2008/2.
- Korff, Gottfried (2005): Fragen zur Migrationsmusealisierung. Versuch einer Einleitung. In: Hampe, Henrike (Hg.): Migration und Museum. Neue Ansätze in der Museumspraxis. Münster: LIT Verlag, 5-15.
- Kronauer, Martin (2013): Inklusion/Exklusion: Kategorien einer kritischen Gesellschaftsanalyse der Gegenwart. In: Ataç, Ilker / Rosenberger, Sieglinde (Hg.) (2013): Politik der Inklusion und Exklusion. Göttingen: V&R unipress, 21-33.
- Kux, Ulla (2006): Deutsche Geschichte und Erinnerung in der multiethnischen und -religiösen Gesellschaft. Perspektiven auf interkulturelle historisch-politische Bildung. In: Behrens, Heidi / Motte, Jan (Hg.): Politische Bildung in der Einwanderungsgesellschaft. Schwalbach: Wochenschau-Verlag, 241-259
- Macdonald, Sharon (2000): Nationale, postnationale, transkulturelle Identitäten und das Museum. In: Beier, Rosemarie (Hg.): Geschichtskultur in der Zweiten Moderne. Frankfurt am Main: Campus.
- Macdonald, Sharon (2010): Museen erforschen. Für eine Museumswissenschaft in der Erweiterung. In: Baur, Joachim (Hg.): Museumsanalyse. Methoden und Konturen eines neuen Forschungsfeldes. Bielefeld: Transcript, 49-69.
- Mandel, Birgit / Redlberger, Melanie (2013): Projekte zum interkulturellen Audience

Development in sieben Kulturinstitutionen in NRW. Ihre Ziele, Zielgruppen, Vorgehensweisen und Wirkungen. In: Mandel, Birgit (Hg.): Interkulturelles Audience Development. Zukunftsstrategien für öffentlich geförderte Kultureinrichtungen. Bielefeld: Transcript, 45-96.

Mandel, Birgit (2013): Interkulturelles Audience Development. Zukunftsstrategien für öffentlich geförderte Kultureinrichtungen. Bielefeld: Transcript.

Mandel, Birgit (2013a): Interkulturelles Audience Development als Marketingstrategie und Veränderungsprozess öffentlich geförderter Kulturinstitutionen. Begrifflichkeiten und Ziele. In: Dies. (Hg.): Interkulturelles Audience Development. Zukunftsstrategien für öffentlich geförderte Kultureinrichtungen. Bielefeld: Transcript, 11-18.

Mandel, Birgit (2013b): Zusammenfassung und Schlussfolgerungen aus den Ergebnissen der wissenschaftlichen Begleitung der interkulturellen Projekte. In: Dies. (Hg.): Interkulturelles Audience Development. Zukunftsstrategien für öffentlich geförderte Kultureinrichtungen. Bielefeld: Transcript, 292-243.

Mandel, Birgit (2013c): Strategien und Maßnahmen des interkulturellen Audience Developments. In: Dies. (Hg.): Interkulturelles Audience Development. Zukunftsstrategien für öffentlich geförderte Kultureinrichtungen. Bielefeld: Transcript, 97-161.

Markom, Christa / Weinhäupl, Heidi (2007): Die Anderen im Schulbuch. Rassismen, Exotismen, Sexismen und Orientalismus in österreichischen Geographie, Geschichte- und Biologiebüchern der 5. bis 8. Schulstufe. Wien: Braumüller Verlag.

Mecheril, Paul (u.a.) (Hg.) (2010): Migrationspädagogik. Weinheim / Basel: Beltz.

Mecheril, Paul / Melter, Claus (2010): Gewöhnliche Unterscheidungen. Wege aus dem Rassismus. In: Mecheril, Paul (u.a.) (Hg.) Migrationspädagogik. Weinheim / Basel: Beltz, 150-178.

Messerschmidt, Astrid (2009): Weltbilder und Selbstbilder. Bildungsprozesse im Umgang mit Globalisierung, Migration und Zeitgeschichte. Frankfurt am Main: Brandes und Apsel.

Meyer, Sarah / Peintinger, Teresa (2013): (K)eine Stimme üfr MigrantInnen? Inklusion und Exklusion in der Politisierung von Migration. In: Ataç, Ilker / Rosenberger, Sieglinde (Hg.): Politik der Inklusion und Exklusion. Göttingen: V&R unipress, 177-196.

Miera, Frauke / Bluche, Lorraine (2012): Stadt(teil)Museen und ihre globale Community. In: Museumskunde, 2012/77/2, 60-64.

Mill, John Stuart (1971): Betrachtungen über die repräsentative Demokratie. Herausgegeben von Kurt Leo Shell. Paderborn: Schöningh.

Motte, Jan (2004): „...gemeinsam werden wir einst eine neue, gemeinsame Geschichte erzählen.“ Auf dem Weg zu einem Migrationsmuseum in Deutschland. In: Historische Anthropologie, 2004/12/2, 281-292.

Mourão Permoser, Julia (2013): The Integrationsvereinbarung in Austria: Exclusion in the Name of Integration? In: Ataç, Ilker / Rosenberger, Sieglinde (Hg.): Politik der Inklusion und Exklusion. Göttingen: V&R unipress, 155-174.

Nowak, Jürgen (2006): Leitkultur und Parallelgesellschaft. Argumente wider einen deutschen Mythos. Frankfurt am Main: Brandes und Apsel.

Ohliger, Rainer (2002): Die Bundesrepublik braucht ein Migrationsmuseum. Braucht die Bundesrepublik ein Migrationsmuseum? Oder vom Nutzen und Nachteil eines Migrationsmuseums für die Gesellschaft. Beitrag zur Tagung: Das historische Erbe der Einwanderer sichern. Die Bundesrepublik braucht ein Migrationsmuseum.

Ohliger, Rainer (2003): Kulturpolitik und Migrationsgeschichte in der Einwanderungsgesellschaft. Kulturpolitik in der Erweiterung. Beitrag zur Tagung: Ein Migrationsmuseum in Deutschland: Thesen – Entwürfe – Erfahrungen.

Ohliger, Rainer (2010): Immigration, Museums and Textbooks in Europe: Towards Inclusion and Diversity as Normalcy? In: Hintermann, Christiane / Johansson, Christina (Hg.) Migration and Memory. Representation of Migration in Europe since 1960. Innsbruck / Wien / Bozen: Studien-Verlag, 13-30.

O'Neill, Mark / Silverman, Lois H. (2012): Foreword. In: Sandell, Richard / Nightingale, Eithne (Hg.) (2012): Museums, equality and social justice. London / New York: Routledge, xx-xxii.

Osses, Dietmar (2012): Perspektiven der Migrationsgeschichte in deutschen Ausstellungen und Museen. In: Wonisch, Regina / Hübel, Thomas (Hg.): Museum und Migration. Konzepte-Kontexte-Kontroversen. Bielefeld: Transcript, 69-87.

Ostow, Robin (2012): Integration und Community Building in Einwanderungsmuseen und -ausstellungen. Präsentationen, Praktiken und Handlungsmacht. In: Wonisch, Regina / Hübel, Thomas (Hg.): Museum und Migration. Konzepte-Kontexte-Kontroversen. Bielefeld: Transcript, 139-166.

Pieper, Katrin (2010): Resonanzräume. Das Museum im Forschungsfeld Erinnerungskultur. In: Baur, Joachim (Hg.): Museumsanalyse. Methoden und Konturen eines neuen Forschungsfeldes. Bielefeld: Transcript, 187-212.

Presse und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2007): Der Nationale Integrationsplan. Neue Wege – Neue Chancen. (Sigle NIP)
http://www.bundesregierung.de/Webs/Breg/DE/Bundesregierung/BeauftragtefuerIntegration/nap/nip/_node.html [letzter Zugriff: 8.9.2013]

Presse und Informationsamt der Bundesregierung (Hg.) (2012): Nationaler Aktionsplan

Integration. Zusammenhalt stärken – Teilhabe verwirklichen. (Sigle NAPI)
http://www.bundesregierung.de/Webs/Breg/DE/Bundesregierung/BeauftragtefuerIntegration/nap/nationaler-aktionsplan/_node.html [letzter Zugriff: 8.9.2013]

Pries, Ludger (2010): Transnationalisierung. Theorie und Empirie grenzüberschreitender Vergesellschaftung. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Proske, Matthias (2005): Baustelle Erinnerungskultur: Geschichtsbilder zwischen Pluralisierung und Engführung. In: Dokumentation zur Tagung: Erinnerung in der Einwanderungsgesellschaft, 8-16.

Pyzio, Magdalena (2013): Das partizipative Stadtmuseum. Eine Vision für das Museum Neuruppin. In: Ackermann, Felix / Boroffka, Anna / Lersch, Gregor H. (Hg.): Partizipative Erinnerungsräume. Dialogische Wissensbildung in Museen und Ausstellungen. Bielefeld: Transcript, 251-262.

Rathje, Stefanie (2006): Interkulturelle Kompetenz – Zustand und Zukunft eines umstrittenen Konzepts. In: Zeitschrift für interkulturellen Sprachunterricht, 2006/11/3, 1-21.

Rauer, Valentin (2009): Kulturelle Grenzziehungen in integrationspolitischen Diskursen deutscher Printmedien. In: Ezli, Özkan / Kimmich, Dorothee / Werberger, Annette (Hg.) Wider den Kulturenzwang. Migration, Kulturalisierung und Weltliteratur. Bielefeld: Transcript, 81-94.

Rauer, Valentin / Schmidtke, Oliver (2001): „Integration“ als Exklusion? Zum medialen und alltagspraktischen Umgang mit einem umstrittenen Konzept. In: Berliner Journal für Soziologie, 2001/3, 277- 296.

Reichel, Peter (1995): Politik mit der Erinnerung. Gedächtnisorte im Streit um die nationalsozialistische Vergangenheit. München / Wien: Carl Hanser Verlag.

Reinprecht, Christoph (2013): Ausgrenzung durch sozialräumliche Segregation: Soziologische Betrachtungen zur Verräumlichung sozialer Ungleichheiten. In: Ataç, Ilker / Rosenberger, Sieglinde (Hg.): Politik der Inklusion und Exklusion. Göttingen: V&R unipress, 53-70.

Rhomberg, Kathrin (2003): Begrüßung. In: Dokumentation zur Tagung: Ein Migrationsmuseum in Deutschland. Thesen, Entwürfe und Erfahrungen, 9-10.

Rodekamp, Volker (2013): Grußwort des Präsidenten des Deutschen Museumsbundes e.V.. In: Bluche, Lorraine (u.a.) (Hg.) (2013): NeuZugänge. Museen, Sammlungen und Migration. Eine Laborausstellung. Bielefeld: Transcript, 7-8.

Rommelspacher, Birgit (2002): Anerkennung und Ausgrenzung. Deutschland als multikulturelle Gesellschaft. Frankfurt / New York: Campus.

Said, Edward W. (1978): Orientalism. New York: Pantheon

Sandell, Richard / Nightingale, Eithne (2012): Introduction. In: Dies. (Hg.): Museums, equality and social justice. London / New York: Routledge, 1-9.

Sarma, Olivia (2012): Kulturkonzepte. Ein kritischer Diskussionsbeitrag für die interkulturelle Bildung. Frankfurt am Main: Amt für multikulturelle Angelegenheiten.

Scherr, Albert (2009): Leitbilder in der politischen Debatte: Integration, Multikulturalismus und Diversity. In: Gesemann, Frank / Roth, Roland (Hg.): Lokale Integrationspolitik in der Einwanderungsgesellschaft. Migration und Integration als Herausforderung von Kommunen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 71-88.

Schacht, Axel (2012): Holocaust-Vermittlung im Kontext der postnationalsozialistischen Migrationsgesellschaft. Ein aktueller Diskurs in der Gedenkstätten-Pädagogik. Abschlussarbeit im Lehrgang „Pädagogik an Gedenkstätten“.

Schlutow, Martin (2012): Das Migrationsmuseum. Geschichtskulturelle Analyse eines neuen Museumstyps. Berlin: LIT-Verlag.

Schmid, Harald (2009): Vom publizistischen Kampfbegriff zum Forschungskonzept. Zur Historisierung der Kategorie „Geschichtspolitik“. In: ders. (Hg.): Geschichtspolitik und kollektives Gedächtnis. Erinnerungskulturen in Theorie und Praxis, 53-57. (Formen der Erinnerung 41)

Schönwälder, Karen (o.J.): Mehr als nur symbolische Politik? Was vom Nationalen Integrationsplan für Arbeit und Bildung zu erwarten ist. In: Dossier: Der Nationale Integrationsplan auf dem Prüfstand.
http://migration-boell.de/web/integration/47_1308.asp
[letzter Zugriff: 20.11.2013]

Sen, Amartya (2012): Die Identitätsfalle. Warum es keinen Krieg der Kulturen gibt. München: dtv.

Sezgin, Hilal (2006): Wir sind längst angekommen.
<http://www.zeit.de/2006/29/Einwanderung-neu> [letzter Zugriff: 25.6.2013]

Shulman, Stephen (2002): Challenging the civil/ethnic and west/east dichotomies in the study of nationalism. In: Comparative Political Studies, 2002/35/5, 554-585.

Sinus Sociovision (2008): Zentrale Ergebnisse der Sinus-Studie über Migranten-Milieus in Deutschland.
http://www.sinus-institut.de/uploads/tx_mpdownloadcenter/MigrantenMilieus_Zentrale_Ergebnisse_09122008.pdf [letzter Zugriff: 15.9.2013]

Smith, Anthony D. (1991): National Identity. Ethnonationalism in comparative perspective. Reno: University of Nevada Press.

Spielhaus, Riem (2011): Neue Gemeinschaften. In: Sezgin, Hilal (Hg.): Manifest der Vielen. Deutschland erfindet sich neu. Berlin: Blumenbar, 29-38.

Spivak, Gayatri C. (1985): The Rani of Sirmur. In: Francis Barker (Hg.): Europe and its Others. Bd.1. Colchester: University of Essex Press, 128-151.

Statistik Austria (2011): Migration&Integration. Zahlen. Daten. Indikatoren 2011. Wien: (o.V.).

Sternberg, Jan (2010): Auswandern ins Museum. Zur Wahrnehmung einer lange vernachlässigten Seite der Migration in Deutschland. In: Museumskunde, 2010/75/1, 77-81.

Sternfeld, Nora (2012): Kontaktzonen der Geschichtsvermittlung. Transnationales Lernen über den Holocaust in der postnazistischen Migrationsgesellschaft. Dissertation, Akademie der bildenden Künste Wien.

Sökefeld, Martin (2004): Das Paradigma kultureller Differenz: Zur Forschung und Diskussion über Migranten aus der Türkei in Deutschland. In: Ders. (Hg.): Jenseits des Paradigmas kultureller Differenz. Bielefeld: Transcript, 9-33.

SWR International (2012): Experten fordern konkrete Integration.
<http://www.swr.de/international/de/-/id=233334/nid=233334/did=9220474/9pjan3/>
[letzter Zugriff: 20.11.2013]

Terkessidis, Mark (2000): Migranten. Hamburg: Rotbuch.

Terkessidis, Mark (2011): Interkultur. Berlin: Suhrkamp.

Thomas, David A. /Ely, Robin J. (1996): Making Differences Matter: A New Paradigm for Managing Diversity. In: Harvard Business Review, 1996/74/5, 79–90.

Topçu, Özlem / Wefing, Heinrich (2010): „Bist du Jude?“ Zwei Deutschtürken versuchen, die deutsche Geschichte zu erklären – und treffen auf hartnäckige Vorurteile.
<http://www.zeit.de/2010/04/Umfrage-Reportage> [letzter Zugriff: 16.10.2012]

Tünschel, Mirjam (2009): Erinnerungskulturen in der deutschen Einwanderungsgesellschaft. Anforderungen an die Pädagogik. In: Schriftenreihe des Interdisziplinären Zentrums für Bildung und Kommunikation in Migrationsprozessen (IBKM) an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, 2009/36.

Vergo, Peter (Hg.) (1989): The New Musology. London: Reaktion.

Vetter, Phillip (2008): Muslime im Jüdischen Museum. Lernen vom großen Bruder
<http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/muslime-im-juedischen-museum-lernen-vom-grossen-bruder-1669543.html> [letzter Zugriff: 21.08.2013]

Weber, Stefan (2010): Kollektives Gedächtnis und kultureller Speicher. Chancen und Aufgaben des Museums für Islamische Kunst im Pergamonmuseum. In: Museumskunde, 2010/75/1, 52-59.

Weduwen, Jutta (2009): Unsere Geschichte - ihre Geschichte? Auseinandersetzungen mit Geschichte in der deutschen Einwanderungsgesellschaft. Insitut für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft (Hg.): Jahrbuch für Kulturpolitik 2009. Band 9. Erinnerungskulturen und Geschichtspolitik. Essen: Klartext, 257-263.

Wessler, Adelheid (2007): Von Lebendabgüssen, Heimatmuseen und Cultural Villages. Museale Repräsentation des Selbst und des Anderen im (De-)Kolonisierungsprozess Namibias. Dissertation, Universität zu Köln.

Wetzel, Juliane (2008): Erinnern unter Migranten. Die Rolle des Holocaust für Schüler mit Migrationshintergrund.
<http://www.bpb.de/geschichte/zeitgeschichte/geschichte-und-erinnerung/39851/erinnern-unter-migranten?p=all> [letzter Zugriff: 16.10.2012]

Wimmer, Andreas (1996): Kultur. Zur Reformulierung eines sozialanthropologischen Grundbegriffs. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 1996/48/3, 401-425.

Wimmer, Andreas / Glick Schiller, Nina (2002): Methodological nationalism and beyond: nation-state building, migration and the social sciences. In: Global Networks, 2002/2/4, 301-334.

Winter, Bernd (2004): Gefährlich fremd. Deutschland und seine Einwanderung. Freiburg im Breisgau: Lambertus.

Wippermann, Carsten / Flai, Berthold Bodo (2009): Lebenswelten von Migrantinnen und Migranten. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, 2009/5, 3-11.

Wolfrum, Edgar (2001): Geschichte als Waffe. Vom Kaiserreich bis zur Wiedervereinigung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Wonisch, Regina (2012): Museum und Migration. Einleitung. In: Wonisch, Regina / Hübel, Thomas (Hg.): Museum und Migration. Konzepte-Kontexte-Kontroversen. Bielefeld: Transcript, 9-32.

Yildiz, Erol (2010): Über die Normalisierung kultureller Hegemonie im Alltag. Warum Adnan keinen »normalen Bürgersmann« spielen darf. In: Mecheril, Paul (u.a.) (Hg.): Spannungsverhältnisse. Assimilationsdiskurse und interkulturell-pädagogische Forschung. Münster (u.a.): Waxmann, 59-77.

Zeit Online (2012): In deutschen Behörden sollen mehr Migranten arbeiten
<http://www.zeit.de/gesellschaft/2012-01/integrationsgipfel-aktionsplan>
[letzter Zugriff: 20.11.2013]

Zur Nieden, Birgit (2009):“...und deutsch ist wichtig für die Sicherheit!“ Eine kleine Genealogie des Spracherwebs Deutsch in der BRD. In: Hess, Sabine / Binder, Jana / Moser, Johannes (Hg.) NoIntegration?!Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Integrationsdebatte in Europa. Bielefeld: Transcript, 123-136.

Websites

Bundesregierung – Beauftragte für Integration: Webauftritt:
http://www.bundesregierung.de/Webs/Breg/DE/Bundesregierung/BeauftragteFuerIntegration/amtPerson/aufgabenZiele/_node.html [letzter Zugriff: 25.10.2013]

DoMiD (Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland e.V.): Webauftritt: <http://www.domid.org/de> [letzter Zugriff: 14.10.2013]

ICOM (International Council of Museums): Webauftritt: <http://icom.museum/the-organisation/icom-statutes/3-definition-of-terms/> [letzter Zugriff: 12.07.2013]

InterKulturBarometer: <https://www.uni-hildesheim.de/fb2/institute/kulturpolitik/forschung/interkulturbarometer/>
[letzter Zugriff: 26.10.2013]

IOM (International Organisation for Migration): Glossar. Key-Migration-Terms:
<http://www.iom.int/cms/en/sites/iom/home/about-migration/key-migration-terms-1.html>
[letzter Zugriff: 12.07.2013]

Museum Neukölln: Webauftritt: <http://www.museum-neukoelln.de/home.php> [letzter Zugriff: 14.10.2013]

Sinus (Sinus Markt- und Sozialforschung GmbH): Webauftritt:
<http://www.sinus-institut.de/> [letzter Zugriff: 15.9.2013]

Stadtlabor-unterwegs: Webauftritt: <http://www.stadtlabor-unterwegs.de/> [letzter Zugriff: 14.10.2013]

Anhang

I. Links

Institutionen

- Deutsches Auswandererhaus Bremerhaven: <http://www.dah-bremerhaven.de/>
- Auswanderermuseum Hamburg Ballinstadt: http://www.ballinstadt.de/BallinStadt_Auswanderermuseum_Hamburg/Willkommen.html
- Dokumentationszentrum „Flucht, Vertreibung, Versöhnung“: http://www.bundesregierung.de/Webs/Breg/DE/Bundesregierung/BeauftragterfuerKulturundMedien/aufarbeitung/stiftungFlucht/_node.html
- Museum Grenzdurchgangslager Friedland: http://www.museumfriedland.de/portal/live.php?navigation_id=30948&_psmand=1033
- Stadtmuseum Stuttgart: <http://www.stuttgart.de/stadtmuseumAusstellung>
- Historisches Museum Frankfurt: <http://www.historisches-museum.frankfurt.de/>
- Museum Neukölln: <http://www.museum-neukoelln.de/home.php>
- Friedrichshain-Kreuzberg Museum: <http://www.kreuzbergmuseum.de/>
- The House of European History: <http://www.europarl.europa.eu/visiting/en/visits/historyhouse.html>

Ausstellungen

- Ausstellungen des Vereins DoMiD: <http://www.domit.de/de/exhibitions>
- Crossing Munich: <http://www.crossingmunich.org/>
- Route der Migration, Berlin: <http://kunst-pr-ojekte.de/vergangeneprojekte/ausstellungsprojekte/route-der-migration/>
- Ortsgespräche: <http://www.kreuzbergmuseum.de/index.php?id=267>
- Merhaba Stuttgart: <http://www.stadtmuseum-stuttgart.de/450.html>
- Stadtlabor-unterwegs: <http://www.stadtlabor-unterwegs.de/>
- NeuZugänge: <http://www.kreuzbergmuseum.de/index.php?id=230>

Virtuelle Ausstellungen

- Route der Migration. Vom Kommen, Gehen und Bleiben: http://www.migrationsroute.nrw.de/karte_erinnerungsorte.php
- Angekommen...Migrantengeschichten aus 40 Jahren <http://www.angekommen.com/iberer/index.html>
- Lebenswege – das Online Migrationsmuseum Rheinland-Pfalz: <http://lebenswege.rlp.de/dauerausstellung/>

Datenbanken

- Virtuelles Museumsdepot: „Meine Stadt - meine Geschichte“: <http://www.museumsgeschichte.de>
- Archiv der Ausstellungen zum Thema Migration: <http://www.migration-ausstellen.de>

II. Meilensteine der Migration im Museum

Ausstellungen, Tagungen, Projekte

bis 2016: Umgestaltung der Dauerausstellungen des historischen Museums Frankfurt	
2015: Eröffnung des Museums Grenzdurchgangslager Friedland	
2013-2016: Bau des Stadtmuseums Stuttgart im Wilhelmspalais am Charlottenplatz	
2013 Ausstellung: „Ortsgespräche. stadt - migration - geschichte: vom halleschen zum frankfurter tor“ Bezirksmuseum Friedrichshain-Kreuzberg, Berlin im Rahmen des vom Hauptstadtkulturfonds geförderten Projekts „Migration macht Geschichte“	
	2012 „Museum.macht.Identity. Zur Bedeutung der Stadtmuseen im 21. Jahrhundert“; 16./17. 11., Nürnberg Museen der Stadt Nürnberg
2012: Eröffnung des Erweiterungsbaus zur Einwanderungsgeschichte des Museums „Deutsches Auswandererhaus“, Bremerhaven	2012 Jahrestagung des Museumsbunds: „Alle Welt im Museum? Museen in der pluralen Gesellschaft“; 6. - 9.5., Stuttgart
	2012 Tagung: „Stand der Dinge. Sammlung und Darstellung der Migrationsgeschichte“; 25.4., Köln DoMiD
2011, 2012, 2013, 2014 Ausstellungsreihe: „Stadtlabor unterwegs“ = mobile Sonderausstellungen des historischen museums frankfurt	2012 - 2015 Projekt des Museumsbunds: „Alle Welt: Im Museum“ gefördert vom Bundesministerium für Inneres
	2012 - 2015 Projekt des Museumsbunds: „Kulturelle Vielfalt im Museum: Sammeln, Ausstellen und Vermitteln“ = Modul „Sammlungen neu sichten“ in 4 Museen & Modul

	„Studienfahrten“ gefordert vom Beauftragten der Bundesreg. für Kultur und Medien
2011 Ausstellung: „NeuZugänge. Migrationsgeschichten in Berliner Sammlungen“ Bezirksmuseum Friedrichshain-Kreuzberg, Berlin in Kooperation mit dem Museum für Islamische Kunst Werbundarchiv - Museum der Dinge und dem Stadtmuseum Berlin im Rahmen des vom Hauptstadtkulturfonds geförderten Projekts „Migration macht Geschichte“	2011 Tagung: „Participative Strategies“ 31.10. - 3.11., Berlin ICOM (COMCOL)
2011 Ausstellung: „Merhaba Stuttgart - oder die Geschichte vom Simit und der Brezel“, Linden-Museum Stuttgart in Koop. Stadtmuseum Stuttgart	2011 Folgetagung: „Das partizipative Museum“ 30.6./1.7., Lenzburg (Schweiz) Stapferhaus Lenzburg
2011 Ausstellung: „Geteilte Heimat. 50 Jahre Migration aus der Türkei“ Schlüterhof des DHM, Berlin & Düsseldorf & Köln DoMiD	2011 Tagung: „Stadt - Museum - Migration. Migrationsgeschichte sammeln und ausstellen“ 27.2. - 1.3., Berlin Bezirksmuseum Friedrichshain-Kreuzberg
2011 Ausstellung im öffentlichen Raum: „Route der Migration“, Berlin Ein Projekt von Büro Milk, Netzwerk Migration in Europa e.V. und dem Beauftragten für Integration und Migration der Stadt Berlin	
2011 Ausstellung: „Schmelztiegel Duisburg – 500 Jahre Zuwanderung“ Kultur- und Stadthistorisches Museum Duisburg	
2011 Ausstellung: „Gastarbeit in Hannover. Geschichten vom Kommen, Gehen und Bleiben“, Historisches Museum Hannover	

	2010 Tagung: „Heimat-Museum. Migration&Erinnerung“ 25./26.11., Ernst-Bloch-Zentrum, Ludwigshafen Kultur Rhein-Neckar
	2010 Tagung: „Das partizipative Museum“ 18./19.11., Frankfurt am Main historisches museum frankfurt
	5.5.2010 Gründung des AK „Migration“ (beim Deutschen Museumsbund)
	2010: Tagung: „Stadtmuseen in der Einwanderungsgesellschaft: Sammlungsstrategien konzipieren und umsetzen“ 26./27.4., Stuttgart Stadtmuseum Stuttgart
2009/2010 Ausstellung: „Fremde? Bilder von den 'Anderen' in D und Frankreich seit 1871“ DHM, Berlin	2009 Werkstattgespräch des Deutschen Museumsbundes: „Museum - Migration - Kultur - Integration“, 10.12., Berlin (→ Memorandum → Gründung eines Arbeitskreises)
2009 Ausstellung: „Crossing Munich. Orte, Bilder und Debatten der Migration“ Rathausgalerie München Kulturreferat München + LMUni	2009 Tagung: „Stadt - Migration - Museum“ 19. - 21.10.; im Museum für Kunst- und Kulturgeschichte, Dortmund Stadtmuseum Stuttgart, LWL, Netzwerk Migration in Europa
2009 virtuelle Ausstellung: „Lebenswege – das Online Migrationsmuseum Rheinland-Pfalz“ Land Rheinland Pfalz	2009 Tagung: „Wieviel Museum braucht eine Stadt?“ 18./19.9., Nürnberg Museen der Stadt Nürnberg
	2009 Tagung: „Inventur Migration“ 22./23.6., Oberhausen LVR-(Landschaftsverband Rheinland) Industriemuseum, Oberhausen & DoMiD
	2009 Tagung: „Das Eigene und das Fremde - Museen und Integration“ Köln Bundesverband Museumspädagogik

	2009 Kulturpolitischer Bundeskongress: „kultur.macht.geschichte.geschichte.macht.kultur“ 11./12.6., Berlin
	2009 Tagung: „Die Stadt und ihr Gedächtnis. Zur Zukunft der Stadtmuseen“ 24.4., Berlin Stadtmuseum Berlin
	2009 - 2013 Projekt der TU Berlin, „Experimentierfeld Museologie. Ein Projekt zur Vermittlung der Kunst und Kultur islamisch geprägter Länder“ gefördert von der Volkswagenstiftung
	2008 Jahrestagung ICOM: „Museen – Orte der kulturellen Bildung und Integration“ 9.-11.10., Amsterdam
2008 Ausstellung: „Dageblieben. Zuwanderung nach Nürnberg gestern und heute“ Ausstellung des Stadtarchivs Nürnberg	2008 gleichnamige Tagung zum Projekt „Migration in Museums. Narratives of Diversity in Europe“ 23. - 25. 10. Netzwerk Migration in Europa e.V.; ICOM, Centre de Documentation sur les Migrations Humaines
	2007 Projekt des Netzwerks Migration in Europa e.V „Migration in Museums. Narratives of Diversity in Europe“ (Interviewprojekt + Tagung) gefördert vom Hauptstadtkulturfonds
	2007 Fusion „DoMiT“ & „Migrationsmuseum in Deutschland e.V.“
2007 virtuelle Ausstellung: „Route der Migration. Vom Kommen, Gehen und Bleiben“ DoMiD & Ministerium für Arbeit, Integration und Soziales NRW	2007 Archivtag: „Lebendige Erinnerungskultur für die Zukunft“ 25. - 28. 9., Mannheim Verband deutscher Archivarinnen und Archivare e.V. (VdA)
2007 Eröffnung: „Ballinstadt Auswandererwelt“ Stadt Hamburg & Sponsoren	2007 Nationaler Integrationsplan der Bundesregierung

2006 Ausstellung: „Erzwungene Wege. Flucht und Vertreibung im Europa des 20.Jh“ Kronprinzenpalais, Berlin Stiftung Zentrum gegen Vertreibungen	
2005/2006 Ausstellung: „Projekt Migration“ 4 x in Köln DoMiT und Bundeskulturstiftung	
2005/2006 Ausstellung: „Flucht, Vertreibung, Integration“ Haus der Geschichte, Bonn	
2005/2006 Ausstellungen Zuwanderungsland Deutschland: „Migrationen 1500-2005“ und „Die Hugenotten“ DHM, Berlin	
2005 Eröffnung: „Deutsches Auswandererhaus“, Bremerhaven	
2005 Ausstellung: „Jeder nach seiner Façon. 300 Jahre Zuwanderung nach Friedrichshain-Kreuzberg“ Bezirksmuseum Friedrichshain-Kreuzberg, Berlin;	2005 Tagung: „Erinnerung in der Einwanderungsgesellschaft“ 30.11., Köln-Deutz Informations- und Dokumentationszentrum für Antirassismusbearbeitung in NRW
2004 virtuelle Ausstellung: „Angekommen...Migrantengeschichten aus 40 Jahren“ DoMiT & Landeszentrum für Zuwanderung NRW (heute: Ministerium für Arbeit, Integration und Soziales NRW)	
2004 Wanderausstellung: „Crossing Borders. An international exhibition on migration in Europe“ 2004 im Museum Europäischer Kulturen, Berlin im Rahmen des Projekts „Migration, Work and Identity“	
	2003 Tagung: „Ein Migrationsmuseum in Deutschland: Thesen – Entwürfe – Erfahrungen“, 17. - 19. 10., Köln DoMiT, Netzwerk Migration in Europa e.V.

2003: Ausstellung: „Geteilte Welten. Einwanderer in Hamburg“ Museum der Arbeit, Hamburg	2003 Kulturpolitischer Bundeskongress: „inter.kultur.politik. Kulturpolitik in der multiethnischen Gesellschaft“, 26./27.6., Berlin
	2002 Tagung: „Das historische Erbe der Einwanderer sichern. Die Bundesrepublik Deutschland braucht ein Migrationsmuseum“ 4. - 6.10., Brühl DoMiT
2001 Ausstellung: „40 Jahre Fremde Heimat. Einwanderung aus d. Türkei nach Köln“ Historisches Rathaus, Köln DoMiT	
1999 Ausstellung: „Fremde in Deutschland – Deutsche in der Fremde“ Museumsdorf Cloppenburg	
1998 Ausstellung: „Fremde Heimat“ Ruhrlandmuseum, Essen in Kooperation mit DoMiT	

III. Zusammenfassung

Die vorliegende Arbeit untersucht, inwieweit das Themenfeld „Migration und Integration“ eine Rolle für den Kultursektor in Deutschland spielt. Das Forschungsinteresse gilt dem Diskurs über die Gestaltung der Kultureinrichtungen, insbesondere der Museen und damit einem Spektrum weitestgehend unabhängig voneinander geführter Diskussionsstränge. Verschiedene Akteur_innen setzen sich in unterschiedlichen Zusammenhängen in unterschiedlicher Weise mit dem Verhältnis von Museen und Migration auseinander.

Es wird gezeigt, dass die Fragestellungen und Herausforderungen, die mit dem Stichwort „Migration“ verbunden werden, weit auseinandergehen und analysiert, welche Sichtweisen auf die Migrationsgesellschaft den jeweiligen Herangehensweisen zugrundeliegen, welche Konzepte für die Museumsarbeit daraus entstehen und welche Zielvorstellungen damit verbunden sind.

In den Blick genommen werden unter anderem die Integrationspläne und die darin enthaltene Positionierung der Bundesregierung zur Frage der Gestaltung der Kultureinrichtungen im Kontext von Migration, das Konzept des Audience Developments, die Diskussion über die museale Repräsentation der Migration und die damit zusammenhängenden Forderungen nach einer Erweiterung der Erinnerungskultur und einer Transnationalisierung des Selbstverständnisses der deutschen Gesellschaft, das Konzept des Migration Mainstreamings, sowie die Tendenz zu Partizipation, Multiperspektivität und einer Neubewertung der sozialen Rolle von Museen.

IV. Abstract

The thesis at hand deals with the question, in what ways the debate on migration and integration has reached cultural institutions in Germany. The author looks at the discourse on the design of cultural institutions, with a particular interest in museums, and in this way addresses a broad range of relatively independent discussions.

It will be shown, that the questions being tackled in connection with the relationship between museums and migration diverge considerably. The analysis focuses on the variety of measures being advocated, their respective goals, and the differences in their underlying assumptions about migration and society.

The threads this paper looks at are mainly: the governments positioning, presented in the so called „plans of integration“, the concept of Intercultural Audience Development, the discussions about the representation of migration history in museums and the associated claim for a transnationalisation of the historical self-perception of the state, the concept of migration mainstreaming, as well as the trend towards participation, multiperspectivity and a reassessment of the social and political role of the museum.

V. Lebenslauf

Hannah Fiedler

Zur Person

Geburtsdatum/-ort: 15.04.1989, in Hamburg

Kontakt hannah.fiedler@gmx.net

Bildungsweg

seit 2007	Diplomstudium Internationale Entwicklung an der Universität Wien
1999-2007	Bundesgymnasium Untere Bachgasse Mödling
1995-1999	Volksschule Sebastian-Kneippgasse Perchtoldsdorf